

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 79.

Sonntag, 29. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(28. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ohne Zweifel, er war es!

Mit einigen Schritten schnitt Luitgard ihm jetzt den Weg ab: „Don Flaviano!“, rief sie dringend halblaut. Er wandte sich um und blieb dann stehen. Im nächsten Moment hatte auch er sie erkannt. — Sein brünettes Gesicht spiegelte in der temperamentvollen, offenen Art des Südländers die unverhohlene Freude aus. Dona Luitgard! Was diese Begegnung hier so unvermutet in Barcelona verursache?

„Ja, unvermutet für beide Seiten“, meinte Luitgard, man dürfe die Anwesenheit von Don Flaviano hier in Barcelona wohl für ein gutes Zeichen halten?

Er strich sich mit einer Bewegung von glücklichem Stolz lächelnd über den prall sitzenden Uniformrock. „O, ja! Ein Telegramm an die spanische Botschaft in Paris rief mich vor einigen Tagen hierher. Zur Rehabilitierung an mein bisheriges Regiment.“ Er deutete jetzt auf die goldenen Sterne am rotpasspolierten Uniformtragen. „Mit einem Avancement zum Hauptmann! Von Madrid aus werde ich mir vier Tage Urlaub erbitten, um schnell nach Sevilla zu fahren.“

Luitgard sah ihn erwartungsvoll an: „D, dann suchen Sie doch auch Feliza auf, nicht wahr?“

Er lächelte strahlend. „D, ich fahre ihretwegen nach Sevilla. Allerdings möchte ich auch kurz meine Eltern begrüßen, die sich unbeschreiblich über diese politischen Ereignisse aufgeregt haben, die unberechtigt auch mich fast um meine Offizierschre und meine Existenz gebracht hätten, und nun erfreut sein werden. Aber ich möchte Feliza, —“, er unterbrach sich und trat schnell noch näher auf Luitgard zu und bohrte den Blick seiner lebhaften Augen in die ihren: „Luitgard, glauben Sie, ich habe Aussicht auf ein Jawort, wenn ich Feliza bitte, mir als meine Gattin hierher zu folgen?“

Nun lächelte auch sie. Die Enttäuschung über den kleinen Korb, den sie ihm neulich auf der Reise nach Paris gegeben, hatte er scheinbar mit der sieghaften Elastizität des Südländers in der schnell gewonnenen Erkenntnis um so eher überwunden, als er in Feliza, einer Landsmännin, wirklich eine passendere Partie sehen mußte, als Luitgard es sein konnte. Wie oft hatte Feliza in den paar Tagen in Sevilla mit Luitgard unter vier Augen von Don Flaviano gesprochen, und mit welcher Achtung und Begeisterung! Das war doch einmal ein junger Sevillaner, den man bewundern, den man achten konnte!

O nein, dieser Mann hatte sich nicht einmal ins bequeme Fahrwasser des väterlichen Notariats, einer Goldgrube, gesetzt, sondern war als Idealist trotz ganz ungenügender Geldverhältnisse Offizier geworden und hatte seine Haut zwei schwere Jahre lang im Marokkofried für das Prestige Spaniens zu Markte getragen!

„Sie werden nach diesen vier Tagen mit einem freudigen Jawort von Feliza zurückkehren, Don Flaviano, das prophezeie ich Ihnen! Welch eine glückliche Lösung wird es für Feliza bedeuten, aus der verhassten Enge und Langeweile des vornehmen Sevillaner Frauenlebens in die moderne, pulstrende, elegante Weltstadt Barcelona zu kommen!“

„Ich danke Ihnen für diese Hoffnung, die Sie mir machen, Luitgard! Aber darf ich fragen, was Sie nach Barcelona führt?“

„Ich machte den Umweg von Sevilla aus, um hier ebenfalls meinen — künftigen Wohnsitz zu besichtigen. Sie dürfen mir ebenfalls Glück wünschen! Dort kommt eben mein Verlobter —“

Auf ihren Blick hin wandte der Offizier sich um und sah Hansfried soeben vom Fahrkartenschalter zurückkommen. In seinen Augen dämmerte ein schnelles Verstehen auf.

„Senor Hansfried hat ganz plötzlich einen Wirkungskreis bei einer deutschen Firma hier in Barcelona bekommen. Ich reise jetzt nach Hause, um das Nötigste zu ordnen. Dann werden wir uns hier am deutschen Generalkonsulat trauen lassen, da mein Verlobter nicht wohl schon Urlaub nehmen kann.“

Jetzt trat auch Hansfried heran. Das gab ein Begrüßen und Händeschütteln und ein gegenseitiges erfreutes Beglückwünschen! Die Aussicht, sich hier auf dem Boden des schönen Barcelona so bald wiederzusehen und den freundschaftlichen Verkehr fortsetzen zu können, wurde von allen Dreien mit ehrlicher Freude betont und besprochen.

Plötzlich warf Hansfried einen Blick auf die Uhr und warnte: „Meine Liebe, es ist höchste Zeit, uns zu verabschieden, denn der Zug nach Marseille geht bald ab!“

„Nach Marseille?“, fragte Don Flaviano zurück.

„Ja. Wir fahren jetzt an die Riviera, die tapfere Jeanne und ich, um Don Ramon und Majan aufzusuchen, und ihnen eine wichtige Warnung zu bringen.“

— In fliegender Eile erfuhr Flaviano nun noch den Vorgang zwischen Jeanne und dem eiteln Spiegel. Nun galt es, dem andern Komplizen auf die Spur zu kommen.

Jeanne stand regungslos wie ein Steinbild in unmittelbarer Nähe hinter ihnen und lauschte mit einer fieberhaften Spannung auf jedes Wort, das jetzt fiel.

„Was wissen Sie noch von Don Ramon?“, fragte Luitgard eilig den Offizier.

Er sann kurz nach: „Nicht viel. Ich bin ja sofort auf das bei der Botschaft eingegangene Telegramm für mich abgereist. Als ich mich bei Don Ramon verabschiedete, erfuhr ich, daß Majan erkrankt sei, und beide noch in der gleichen Nacht nach der Riviera abreißen wollten. Das heißt, zur Vorsicht, um den Spähern ein Schnippchen zu schlagen, wollte Don Ramon am Abend mit dem Nachtzug allein vorankommen, Majan mit ihrer Kammerzofe am anderen Morgen. In Dijon wollten sie sich treffen, und dann gemeinsam nach Mentone ins Hotel des Ambassadeurs fahren, um dort zu bleiben.“

„Nach Mentone!“, dachte Jeanne. „Es stimmt also, wenn mir dieser Paco Mentone nannte, an dem sein Kumpan sich nun aufhalte. — Gut. — So werde ich ihn in Mentone suchen — — —!“

Don Basilio suchte. Er stand vor einem Rätsel. Nachdem er seinen heißen Auftrag: die exotische Tänzerin, — der politischen Spionage verdächtig, —

irgendwo außer Kurs zu setzen, durch die eingefädelte Entführung vom Kurhausball vorzüglich erledigt zu haben glaubte, trat sie zu seiner grenzenlosen Überraschung in der Premiere der neuen Revue des Palace-Theaters in Paris auf. Er war Zeuge ihrer neuen großen Triumphe in der Vorstellung. Bei seinem ganzen Naturell verbiß er sich jetzt darauf, diese Scharte auszuweken, die Tänzerin — oder noch besser Don Ramon in Person — unschädlich zu machen, ehe von Madrid höchst verwunderte Nachfragen über den mißlungenen Auftrag kamen.

Er ging mit einer entschlossenen Verbissenheit ans Werk, die von Wut und Enttäuschung getrieben war. Es hieß jetzt, wie bei einer Treibjagd, das Wild umstellen. — Die Zeit drängte, denn bei einer vorsichtigen Nachfrage im Vogelsanatorium im Namen des Pseudogatten erfuhr er, daß die „Kranke“ nach einigen Wochen auf ungeklärte Weise verschwunden sei und man an eine Flucht glauben müsse.

Vielleicht hatte die Tänzerin geheimnisvolle Helfershelfer als Gegenspieler der politischen Spitzel?

Basilio entließ den bisherigen Komplizen Paco, zahlte ihm eine stattliche Abfindungssumme — die ihm selbst von Madrid für solche Zwecke zur Verfügung gestellt war, — unter der Bedingung, daß Paco in seine Heimat nach Andalusien zurückkehre und sich in keiner Weise mehr in dieses Spitzelwesen einmische. —

Dann pirschte sich Don Basilio gleich am übernächsten Tage nach der Premiere an die Garderobiere der Tänzerin heran. Er gab im Auftrag eines fingierten Verehrers ein wundervolles Kissenarrangement in der Theatergarderobe der Tänzerin ab, als er wußte, daß Majan noch nicht anwesend sei. In geschickter Weise verflocht er die Garderobiere in ein zwangloses Gespräch.

„Ach, wenn sie uns nur nicht eines Tages zusammenbricht!“, seufzte die Garderobiere.

Don Basilio, als postillon d'amour, horchte interessiert auf. „Ah, befürchten Sie das?“

„Ja. Sie gestand mir gestern, daß sie am Abend nach der Premiere eine sehr schwere Ohnmacht gehabt habe. Sie hat sich kürzlich bei ihrem Gastspiel in Berlin in der mörderischen Kiste verdorben.“

„Ich begreife das nicht! Diese Künstlerinnen werden doch stets von ihren Kammerzofen gehegt und umschützt!“

„Das ist es ja eben! Sie absolviert alle ihre Gastspiele immer ohne Zofe. Denn sie behauptet: nicht ständig jemand um sich haben zu können.“

Basilio lächelte hämisch in sich hinein. Weil sie in ihren politischen Winkeltügen und Missionen niemand um sich haben will, der sie beobachtet. Ein Beweis mehr für ihre raffinierte Schlaueit und Gefährlichkeit.

Dann meinte er mit großer Lebhaftigkeit: „Wie, diese berühmte Tänzerin hat keine Zofe um sich? O, Madame, Sie sollten ihr jetzt zureden, daß sie eine nimmt! Gerade, wo sie zurzeit fränklich ist.“

Er trat einen Schritt näher zu Madame Mauget. Er wollte seine Stimme etwas dämpfen, denn bei dem inzwischen hochgegangenen Vorhange hörte man nur das Orchester in spanischem Rhythmus mit Pauken und Trompeten schmettern. „Ach, ich denke da eben an eine Nichte von mir. Der würde ich solch Wötschen gönnen! Sie war bisher bei einem Varietéstern auf dem Montmartre. Aber man weiß ja, wie kapriziös solche Damen sind. Sie warf meiner Nichte in einer Aufwallung ihre Brotatpantöffelchen an den Kopf. Da kündigte Yvette ihr. Meine Nichte wäre wie geschaffen für solch einen Vertrauensposten, der Diskretion und Hingabe verlangt! Wie wär's, Madame, könnten Sie nicht der Tänzerin Yvette zu diesem Zwecke vorstellen und ihr den Vorschlag machen? — Selbstverständlich würden Sie für diese Gefälligkeit ein gutes Douceur erhalten!“

Madame war seit langem derartige kleine Privatgeschäfte aus „Gefälligkeit“ gewohnt und erklärte sich bereit.

„Aber vielleicht hätte die Tänzerin gleich mehr

Vertrauen zu Yvette, wenn Sie sie als Ihre Nichte vorstellten, Madame —“, meinte er dann so nebenbei. „Diese Yvette ist nämlich mein Mündel, und deshalb liegt mir daran, — sie bald gut unterzubringen.“

Er hielt es für klüger, sich jetzt zu empfehlen, ehe Majan selbst eintraf. Es wurde verabredet, Yvette solle am anderen Abend rechtzeitig bei der Garderobiere sein. —

Basilio verschwand un gesehen. Er war bis jetzt befriedigt. In Yvette hatte er mit seinem Scharfblick eine Komplizin, die ihm gegen einen ansehnlichen Vorschuß jeden Dienst erfüllen würde, ohne in seine Absichten und das ganze Spionageneß eingeweiht zu sein. Sie war eine patente Person, weder zu jung, noch zu bejahrt. Mit der natürlichen Höflichkeit, die Untergebene angenehm macht. Als kluge Französin besaß sie den angeborenen Hang zur Intrige und die Fähigkeit, sich in die gegebene Situation zu finden, um Vorteile zu erzielen. Wenn sie von Basilio nach erfülltem Auftrage die vereinbarte Summe erhielt, so konnte sie noch als gute Partie in den Regionen des bescheidenen Mittelstandes gelten.

Am andern Abend, als Madame Mauget das Maschenkostüm und alle Utensilien mit besonderer Sorgfalt zurechtgelegt hatte und Majan sich zu schminken begann, sagte sie teilnahmsvoll: „O, Madame sehen heute sehr angegriffen aus!“

„Und dabei habe ich den ganzen Tag geruht, habe mein Bett kaum verlassen. Ich bin nur hergefahren, um meinen Vertrag zu erfüllen. Sonst läse ich schon längst nicht mehr in Paris. Ich konnte gestern nach der Vorstellung vor Erschöpfung kaum noch im Auto sitzen.“

Madame Mauget blieb mit gut gespielter Enttäuschung stehen: „Madame mögen mir meine Kühnheit verzeihen! — Aber ich finde es unverzeihlich, daß Madame nicht eine ständige Begleiterin um sich hat. Wenigstens für das Theater. Und die auswärtigen Gastspiele. Ich habe in den fünf und zwanzig Jahren in denen ich Garderobiere bin, keine einzige Künstlerin von Bedeutung gesehen, — die nicht ihre eigene Zofe gehabt hätte!“

Majan schwieg. Sie war eben an ihren wunden Punkt getroffen. Sie fühlte den leisen Vorwurf, den man ihr, der „Unkultivierten“, wohl machen wollte! War sie nicht die frisch aus den Tropen hierher Verpflanzte? Eine rasend schnell Emporgekommene? Mußte man der nicht sagen, was unter Tänzerinnen und Künstlerinnen von Rang üblich war?

Deswegen sagte sie nun nachdenklich: „Es ist wahr! Ich sollte eine Zofe nehmen. Wegen meiner Gastspiele auswärts. Und besonders, weil ich jetzt gesundheitlich nicht auf der Höhe bin und Pflege brauche! Aber ich fürchte immer, bestohlen zu werden. Ich habe doch ansehnliche Pretiosen bei mir. Man hört und liest so mancherlei über solche Personen in den Zeitungen, daß sie unehrlich sind, einem im ungeeigneten Moment davonlaufen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Wie wir auch durch das Leben geh'n,
Wie wir uns bilden, wenden, dreh'n,
Wir bleiben, Mann, Weib, Greis und Kind,
Zulezt doch immer, wer wir sind!

*

Verliere nie den Mut zur Tat,
Und fluche nicht der schlechten Saat!
Denn nicht die Saat allein trägt Schuld —
Auch sie braucht Sorgfalt, braucht Geduld.

*

Wenn einer nur dich ganz versteht,
Getreu nur einer mit dir geht,
Und Leid und Freude mit dir teilt,
Sind deine Wunden schon geheilt.

Karl Fritz Hilmer.

Katastrophe im Haus.

Von Siegfried von Begead.

Als ich gestern morgen den Wasserhahn in der Küche aufdrehte, geschah das Entsetzliche: es kam kein Tropfen! Zuerst war ich verblüfft, dann erschrocken, zuletzt wie gelähmt. Kein Wasser? Aber das ist doch unmöglich: seit vorgestern laut es, es ist fast sommerlich heiß in der Sonne. Wenn das Wasser in der strengsten Kälte munter gelaufen ist, dann kann doch das Rohr jetzt nicht plötzlich zugefroren sein?

Ich drehe und drehe den Hahn verzweifelt nach rechts, nach links, belloppe ihn, behorche ihn, stelle den Teekessel einladend unter ihn, — aber kein Strahl, kein Strich, kein Tropfen. Der Hahn gibt kein Lebenszeichen von sich. Er ist tot. Fast ist es mir, als flöde auch das Blut in meinen Adern, als wolle mein Herz gefrieren. Ich lege mich auf einen Schemel und überlege.

Wenn kein Wasser fließt, dann ist das Rohr zugefroren. Und wenn das Rohr zugefroren ist, dann wird es, wie vor zwei Jahren bei der großen Kälte erst zu Ostern auftauen. Und bis dahin werde ich Wasser schleppen müssen. Den steilen Berg vom Dorf herauf. Durch tiefen Schnee, über Glätteis, verharrte Felsklüften. Und jedesmal wird der Weg immer glatter und gefährlicher werden: durch das verschüttete Wasser. Zuletzt werde ich mit dem Eimer den steilen gläsernen Eisberg auf allen Vieren hinaufkriechen müssen. Mir wird ein wenig schwach. Heimlich kommt mir der feige Gedanke, die Stier anzuknallen und einfach davonzulaufen, einerlei wohin.

So mag wohl den Raubrittern zumute gewesen sein, als Herzog Albrecht sie hier 1468 belagerte. Oder den kaiserlichen Dragonern, als sie sich 1641 hinter diesen Mauern gegen die Schweden „verhollwerteten“. Oder dem Schlosskaplan, als der wilde Pandurenführer Trenk 1742 hier seinen Einzug hielt. Kein einer von ihnen ergriff die Flucht. Und so beschließe auch ich, hier auszuharren und die Burg gegen alle heimtückischen Angriffe zu verteidigen.

Die Lage ist nun folgende: Unser Turm steht auf hohem Quarzfelsen, der vom Dorf durch eine tiefe Kluft getrennt ist, so daß früher nur eine Zugbrücke die Verbindung mit der Außenwelt herstellte. Heute wird dieser Abgrund durch eine steinerne Brücke überwölbt. Neben dieser Brücke ließ ich auf drei großen Balken, von Sägespänen und Brettern dicht eingepackt, die Wasserleitung herüberführen. Aber nichts hat geholfen: das Rohr ist wieder zugefroren. Und jetzt im Winter ist an ein Öffnen der Bretter und Auftauen der Röhre nicht zu denken: alle Sägespäne würden davonliegen.

Ja, meint nachdenklich der alte Mur, den ich um Rat frage und der lange am Hahn herumdreht, ich hätte doch das Wasser in der Küche bei Nacht laufen lassen sollen, — dann wäre das Rohr nicht zugefroren.

Das ist sehr gut gesagt. Aber ich ließ ja den Hahn viele Nächte laufen, bis der Ausguss aufror, und eines schönen Morgens die ganze Küche in eine Schlittschuhbahn verwandelt war! Als ich damals stundenlang das Eis aufhacken mußte und der alte Mur mit lodendem Wasser und glühender Eisenstange den Ausguss zum Auftauen brachte, erklärte er mir ebenso sicher, ich könne ruhig den Hahn abdrehen: er habe in diesem Jahr so viel Mist darauf gefahren, daß die Röhre unmöglich aufrieren könne. Die Sache ist im Grunde ganz einfach: wenn man kein Eis in der Küche haben will, soll man den Hahn abdrehen. Wenn aber das Rohr nicht aufrieren soll, muß man das Wasser laufen lassen.

Der alte Mur hat eben für jeden Fall einen guten Rat. Nur ich habe kein Wasser. Dafür aber einen richtigen russischen Wodka. Den hole ich aus dem Schrank. Nach dem dritten Schnaps sehen wir die Sache schon viel hoffnungsvoller an.

„Mia kriagn mas scho, mia kriagn mas scho“, versichert der alte Mur immer wieder, schüttelt eine Prise „Schmalzler“ auf die Daumengrube, schnupft mit Behagen und macht sich an die Arbeit. Er schaufelt jenseits der Brücke den Schnee fort, haßt die gefrorene Erde auf, bis er auf das Rohr stößt, und schraubt hier ein neues Rohr mit Hahn an: das Wasser läuft! Ich brauche also den Eimer nur über die Brücke zu tragen.

Aber auch dieses Rohr ist heute nacht zugefroren. Ich bearbeite es mit dem glühenden Bügelseisen, daß es beinahe Bügelfalten bekommt, — aber es hilft nichts. Und nun bleibt mir doch nichts anderes übrig, als das Wasser vom Dorf heraufzuschleppen.

Wie ich aber mit den beiden Eimern auf der Brücke stehe und ins Dorf hinunterschaue, kommt mir ein genialer Gedanke: wie, wenn ich den Eimer an einem Strich hinunterlasse, ihn unten fülle, und dann wieder herausziehe? Gedacht, getan: der Eimer schwebt in die Tiefe, ich finde das andere Ende des Striches am Brüdengeländer fest, klettere

den Hang hinunter und fülle den Eimer unten mit Wasser. Der Strich hält, der Eimer schwebt hin und her schaukelnd aufwärts, — ich bin gerettet: bald brodelnd der Teekessel über dem prasselnden Feuer des Kachelofens.

Tee ist nämlich das Wichtigste: noch wichtiger, als sich waschen und sich rasieren. Daß die alten Ritter sich selten oder gar nicht wuschen, kann ich begreifen. Immer in solcher eisernen Rüstung drin, — da muß es ja im Grunde egal sein. Aber daß sie ohne Tee leben konnten: das ist mir ein Rätsel.

Dabei fällt mir Zenz, unsere frühere Köchin ein. Wenn sie am Samstagabend einen Kübel Wasser in ihr Zimmer trug, erklärte sie jedesmal meiner Frau, als wollte sie sich entschuldigen: „Na, gnä Frau, dös oane kann i eafma joa'n: dredat bin i nôt, oh na, oba i han hoit dō Kaprizen; oamoi in da Wocha muas i mi waschn!“

Übrigens habe ich es mir jetzt noch bequemer gemacht: der alte Mur füllt unten den Eimer, so daß ich ihn nur herausziehen brauche. Und bis Ostern, wenn meine Frau und die Kinder heimkommen, wird wohl das Rohr hoffentlich aufgetaut sein!

Der Nagel und der Bleistift.

Von Wilhelm Carl.

Ein Nagel und ein Bleistift gingen miteinander spazieren. Sie begegneten allerlei Leuten, unter anderem auch einem Messer. Als der Bleistift das Messer gewahrte, wurde er ängstlich und sprach: „Lieber Nagel, da kommt der Herr Messer. Er ist mir feindlich gesinnt, und ich möchte ihm daher nicht gerne begegnen. Kommt, wir wollen uns in diesem Kornfeld verstecken.“ — „Aber weshalb denn?“ fragte der Nagel, „das Messer tut uns doch nichts.“ — „Dir gewiß nicht, Freund Nagel, denn du bist aus Eisen. Erblickt das Messer jedoch mich, den schwachen Bleistift, so stürzt es sich sofort auf mich und spitzt solange an mir herum, bis nichts mehr von mir übrig bleibt. Das Messer macht Späne aus meinem Körper, legt mir die Seele bloß und verkürzt meine Lebenszeit. Siehst du nun ein, daß ich mich verbergen muß?“ — Der Nagel lachte und sprach: „Na, so laß nur, du Angsthase, ich werde hier auf dich warten.“ Mit diesen Worten setzte sich der Nagel in den Straßengraben, und der Bleistift versteckte sich im Kornfeld.

Gleich darauf kam das Messer vorbei und zog vor dem Nagel den Hut. Der Nagel dankte und sprach: „Wohin des Weges, Herr Nachbar?“ — „Ich bin arbeitslos und will klopeln gehen“, erwiderte das Messer, „wissen Sie keine Beschäftigung für mich?“ — „O ja, ich weiß schon eine Arbeit für Sie — gehen Sie doch mal in das Kornfeld, dort sitzt mein Freund Bleistift und wartet darauf, von Ihnen angepöbelt zu werden.“ — „Sehr gut, den Durchgang werde ich mir sogleich angeln!“ Mit diesen Worten stelte das Messer in das Kornfeld hinein, und gleich darauf erscholl das Begeheische des Bleistiftes zum Himmel auf. Der Nagel freute sich darüber, daß es seinem Freunde gleich erging und hielt sich die Seiten vor Lachen. Dabei merkte er nicht, daß noch jemand auf der Bildfläche erschien: es war der Herr Hammer, der größte Feind des Nagels. Der erwachte den Nagel am Genick, hielt ihn mit den Füßen gegen einen Gartenzaun und schlug ihm solange auf den Kopf, bis er ganz im Holz verchunden war und die Füße auf der anderen Seite herauskauten. Da sah er nun, der böse Nagel, und konnte sich weder rühren noch regen.

Kurze Zeit später kam der Bleistift zurück, etwas kürzer zwar, doch sonst wohl und munter. Er mußte angehen, bis er seinen Freund Nagel im Holz gewahrte. Der stöhnte gar schrecklich und weinte gar sehr. „Armer Nagel!“ sagte der Bleistift, „nur zu schnell bist du bestraft worden für deinen Verrat — kann ich noch etwas für dich tun, bevor ich weiter wandere?“ — „Ach ja, lieber Bleistift, du könntest mir einen großen Gefallen tun: laß doch schnell ins Dorf zu meiner Tante, der Frau Zange, und sage ihr, sie möchte doch schnell herkommen und mich herausziehen.“ — „Gern! Ich eile, und bin gleich wieder da!“

Es dauerte auch nicht lange, und der Bleistift kam mit der Frau Zange zurück. Das war eine sehr starke und rüchichtslose Person! Sie fragte nicht lange, packte ihren Reffen mit eisernem Griff unterhalb des Kopfes und zog mit aller Kraft. „Au, Tante! Du reißt mir ja den Kopf ab! Hör auf, du tust mir weh!“ schrie der Nagel. Doch Frau Zange kümmerte sich nicht um sein Geschrei. Sie zerrte weiter, griff nach und zog wieder und ruhte nicht eher, bis sie den Nagel herausgezogen hatte. Heraus war er nun, doch wie sah der arme Kerl aus! Er war ganz krumm und schief geworden, und unterhalb des Kopfes hatte er zwei tiefe Wunden. Um ihn gerade zu machen, nahm ihn Frau Zange nochmals vor, schlug ihn tüchtig ins Kreuz, doch half das auch nicht viel. Er blieb krumm und verbogen und war ein Krüppel sein Leben lang. Er liegt jetzt in meines Vaters Nageltiste, mein Kind, und hat bereits Rost angefaßt. Geh' hin, lade ihn heraus und wirf ihn in den Müllkasten, denn mehr verdient er nicht, der böse Gefelle.

Zum Weitererzählen.

Von E. v. Kadeki.

Keforde.

Stellen Sie sich vor: Gestern treffe ich den berühmten Weltreformmann im Lauf, den Kurmi, auf der Straße. Er war total außer Atem. Schon von weitem leuchte er mir entgegen. „Man hat bei mir eingebrochen!“

„Na“, frage ich neugierig. „Sie haben die Diebe natürlich eingeholt und geschnappt?“

„Ah, woher denn“, sagte Kurmi ganz traurig und schaute nach seiner Armbanduhr, „ich hab' sie doch längst überholt.“

Einsteins Glück.

Die amerikanischen Journalisten wollen alles wissen. Sie fragen zum Beispiel Mary Pickford nach der Relativitätstheorie. Und so fragte neulich ein New Yorker Reporter den Professor Einstein:

„Worin besteht Ihrer Meinung nach das Glück?“

„Das Glück? Das ist sehr einfach“, versetzte der Gelehrte. „Das Glück — ist das Resultat einer Addition.“

Und Einstein schrieb die Formel hin: $A = X + Y + Z$. „A“, erklärte er, „bezeichnet natürlich das Glück, X — die Arbeit, Y — die Freude.“

„Und was bedeutet Z?“

„Oh, sehr einfach. Z bedeutet: Bitte, lassen Sie mich endlich zufrieden!“

Spezifizierte Rechnung.

Ein starkverdiger Motor strebt gen Aberdeen (wo die parlamen Schotten wohnen). Mitten auf einer Heide kriegt der Motor einen Knacks und steht still. Wie die Sphinx im Wüstenland. Der Besitzer steigt aus und arbeitet eine Stunde und 32 Bettfedern lang. Es hilft nichts. Der Motor hält keinen Charakter durch.

Ein Schmied aus dem nächsten Dorfe wird geholt. Der hebt die Kühlerhaube ab, wirft einen nachlässigen Blick auf die Situation und schlägt mit dem Hammer dreimal auf eine bestimmte Stelle. Ein Wunder: der Motor geht wieder!

„Was bin ich Ihnen schuldig?“

„Fünzig Schilling.“

„Um. Etwas teurer, etwas teurer! Wie kommt das zusammen?“

„1 Schilling für den ersten Schlag. 1 Schilling für den zweiten Schlag. Und 1 Schilling für den dritten Schlag.“

„Macht 3 Schilling. Und die 47?“

„Und 47 Schilling für zu wissen, wo man zu schlagen hat.“

Erzengenschaft.

„Sieh mal zu, Papa“, sagte das hübsche Mädchen, „Körperkultur ist etwas Ungeheures. Um die Armmuskeln zu entwickeln, nehme ich hier diesen Stock an einem Ende und bewege ihn jetzt langsam — so — von rechts nach links.“

„Wunderbar!“ rief der Vater. „wie weit die Wissenschaft doch gekommen ist! Wenn dieser Stock jetzt am anderen Ende noch einen Beinen hätte, dann würdest du tatsächlich sogar das Zimmer legen.“

Umtausch gestattet.

Kun sollte sich auch das kleine Mädchen das neue Baby anschauen. Bis dahin war ihr Lebensinteresse hauptsächlich auf Puppen konzentriert gewesen. Das Baby wird in ihre Arme gelegt und sie betrachtet es mit einem fünfjährigen, kritischen Auge. „Ist das nicht ein süßes Baby?“ fragt die Wärterin.

„Ja“, sagt das kleine Mädchen zögernd, „es ist sehr nett — bloß der Kopf hängt etwas lose dran.“

Der Einbrecher.

Lautlose Nacht. „Kurt!“ flüstert plötzlich die entzückende junge Frau, „ich höre ein Geräusch im Vestibül; man hat die Tür geöffnet — o Gott — ein Dieb!“

„Was?“ brummt Kurt schläfrig. „Du träumst, meine Liebe.“

„Ich höre es aber ganz genau. Kurt, Kurt, wach doch auf!“ Ein Mann mit einer Blendlaterne.

In diesem Augenblick ist Kurt aufgesprungen und hat den Mann mit einem eisernen Griff an der Gurgel gepackt. „Wart, mein Freundchen“, flüstert Kurt zwischen den Zähnen hervor. „Lächle, hab' keine Angst, nimm den Revolver aus der rechten Schublade. So, ausgezeichnet. Du hältst diesen Kell damit fest, bis ich mich angezogen habe!“

Der Glende zittert vor dem Revolver, den die tapfere kleine Frauenhand auf ihn gerichtet hält, und wagt nicht zu fliehen. Kurt hat sich in drei Sekunden angezogen.

„Da...“ führt ihn zur Polizei... und daß man ihn gut einäschert!“ befiehlt die süße kleine Frau mit vorwurfsvoller Stimme.

Die beiden Männer verlassen das Haus, wobei Kurt den andern am Kragen hält. Die Tür wird von der tapferen kleinen Frauenhand mit einem Knall geschlossen und verriegelt. Doch auf der Straße gehen jetzt zwei Freunde, Arm in Arm, und stürmen ins Nachtlolal.

„Ich dank' dir, alter Junge!“ ruft Kurt. „Jetzt machen wir einen famosen Pöter! Nicht auszudenken... nach sechs Monaten Ehestand... Himmel!... der erste Augenblick der Freiheit!“

Es gibt — — —

Notizen von Rudolf Preßner.

Es gibt Menschen, die ein schlechtes Gedächtnis haben und das auch wissen. Deshalb befreien sie sich vom Ballast und vergessen zunächst mal die Namen ihrer Wohltäter.

Es gibt Menschen, die ewig im Namen der Menschheit leben, weil sie einen Einzelnen nie finden würden, der sie in seinem Namen sprechen ließe.

Es gibt Menschen mit der schönen Neigung, möglichst viele Leute zu duzen, weil sich die Tröpfe dann einbilden, einen verlässlichen Freundeskreis um sich zu haben.

Es gibt Menschen, die so grotesk heßlich sind, daß sie davon leben können.

Es gibt Menschen, die als Boxer ausgebildet, aber so vornehm sind, daß sie auch einem Strauchdieb, der sie überfällt, keinen Nierenischlag verabfolgen würden.

Es gibt anständige Menschen, die leben vom Lächeln. Aber unter denen, so die Gräber überfüllen, gibt es nicht viel anständige.

Es gibt Menschen, die immerzu die Neugier schelten. Aber ohne die Neugier wäre aus der Wissenschaft wenig geworden und aus der Liebe vielleicht gar nichts.

Es gibt Menschen, die einer Wahrheit dienen, nur um ihrer schönen Piroette willen. Aber der Irrtum verleiht häufig noch viel hübschere, buntere Fracks.

Es gibt so viele Menschen, die „zu den schönsten Hoffnungen berechtigt haben“. Die meisten haben die Hoffnungen dieser anderen überlebt. Aber die Armseligsten überleben ihre eigenen.

Es gibt schlechte Menschen, die nie bereut haben. Es gibt gute Menschen, die oft bereut haben. Aber es gibt auch vernünftige Menschen, die manchmal ihre Reue bereut haben.

Es gibt viele Menschen, die können ihren Hut lange tragen, denn sie nehmen ihn nur vor sich selber ab.

Allen Menschen ist irgend etwas an der Wiege gesungen worden. Aber keinem die Wahrheit.

Wußten Sie das schon?

Die bei englischen und amerikanischen Namen häufige Vorfälle „Mac“ ist gallischen Ursprungs und bedeutet ursprünglich „Sohn des“, so daß also Macdonald eigentlich heißt „Sohn des Donald“. Diese Vorfälle wird bisweilen in Mc abgekürzt, bedeutet dann aber auch das gleiche.

Das rote Kreuz kann keine Geschichte bis auf die Kreuzzüge zurückführen, in denen die Ritter die Verwundeten in ihre Obhut nahmen und pflegten. Von diesen ersten roten-Kreuz-Veren wurde eine Vereinigung gebildet, die die Aufgabe hatte, auch in Friedenszeiten die Kranken zu pflegen.

Von allen Lebewesen haben Fische den ausgeprägtesten Geruchssinn. Die Geruchsnerve des Gehirns nehmen einen fast doppelt so großen Teil des Gehirns ein wie alle übrigen Nerven zusammengekommen. Bei den Menschen ist der Geruchssinn auf eine Stelle im Gehirn beschränkt, die nur etwa so groß ist wie ein Fingernagel.

Die Bezeichnung Marmelade stammt aus dem Portugiesischen, und zwar geht der Name auf die portugiesische Quitte „Marmelo“ zurück, aus der ursprünglich die Marmelade bereitet wurde.

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 29. März 1931.

Der Spruch der Pythia.

Skizze von Max Karl Wötter.

Thomas Hagen lag im Liegestuhl auf der Veranda seines Bungalows. Rathagi, sein Diener, hatte die Moskito-Schutzgitter herabgelassen, hatte ihm Granito, eisgekühltes Fruchtwasser bereitgestellt und sich dann Urlaub erbitten. Er müsse noch in die Stadt, Notwendiges zu besorgen, denn am nächsten Tage sollte die Dschungelfahrt beginnen.

Thomas Hagen schmauchte seine Pfeife und starrte in das Düstere des Dschungels gegenüber seines Bungalows. Die und da freischte noch ein Affe auf oder der heisere Schrei eines hungrigen Schals zerriss die Stille der einbrechenden Nacht.

Thomas Hagen, der berühmte Rennfahrer und nebenbei tüchtige Forscher und Weltreisende, hatte die absurde Idee, mit Motorrad quer durch Indien zu reisen. In Bombay hatte er begonnen, in Kalkutta sollte die Fahrt enden. Bis jetzt war alles glatt verlaufen, aber nun standen sie vor der großen Dschungelfahrt. Mit wenig Proviant, aber mit viel Betriebsstoff und Ersatzteilen beladen, nur vom indischen Diener Rathagi begleitet, wollte er das Abenteuer wagen. Thomas Hagen überdachte noch einmal alles genau, aber aus dem nächtlichen Dschungel trug jetzt ein lauer Nachtwind so linde, berauschende Düfte herüber, die ihn umfingen und seine Nachdenken hemmten, daß er bald einschlief. Er träumte vom Dschungel. Ein eigenartiges Tier, halb Tiger, halb Schlange, stellte sich ihm in den Weg, zertrümmerte mit einem einzigen Prankenhieb den Benzintank und trank dann in gierigen Zügen das Öl aus. Und jetzt, jetzt packte die Bestie ihn an der Schulter und rüttelte ihn heftig — da erwachte er, und vor ihm stand atemlos und aufgeregter Rathagi, sein Diener.

„Sabhi! Sabhi!“ schrie der braune Bursche und stierte vor Erregung.

„Was gibt es, Rathagi? Du hast mich erschreckt!“

„Ja, Herr, bedenke, wenn ich in der Stadt getroffen habe!“

„Na — sag es schon!“

„Tragabhi, die große Tragabhi!“

„Tragabhi? Wer ist das? Kenne ich nicht!“

„O Sabhi, du Scherz! Du kennst nicht Tragabhi, die größte Wadrlagerin des Landes! Fürsten und Könige, ja, der Prinz von Wales haben sich von Tragabhi weisfagen lassen.“

„Na, wenn schon! Und was soll das nun?“

„Herr! Soll ich nicht Tragabhi zu dir bringen, daß sie dir wahrzage?“

Thomas Hagen überlegte einen Augenblick, dann erwiderte er kurz: „Nein!“

Rathagi war sehr enttäuscht, richtete betrübten Angeichts seines Herrn Nachtlager, aber dann sprudelte er hervor: „Versehe meine Kühnheit, Sabhi, aber du solltest dir doch die große Tragabhi kommen lassen. Der Weg durch die Dschungel, den wir morgen beginnen, ist lang und beschwerlich, und die Wadrlagerin könnte uns vor Gefahren warnen, an die wir sonst nicht denken.“

„Wer sich wahrzagen läßt, Rathagi, beschwert sich selbst sein Leben! Jeder, der zur Wadrlagerin geht, spricht: Ich tue es nur aus Spas, ich glaube nicht, was sie sagt, ich lache darüber, aber ein Keß von Furcht oder Hoffnung, je nach dem Spruch der Prophetin, bleibt doch im Herzen haften, macht den Menschen unsicher, unfrei. — Doch, wenn diese alte Hexe Tragabhi so berühmt ist, mag sie mirnetwegen kommen, ich werde dadurch um eine Erinnerung an dieses Land reicher! Zwei Rupien soll sie haben, die Alte, mehr nicht!“

„Sabhi! Der Prinz von Wales gab ihr hundert Rupien!“

„Sage ihr, sobald ich Prinz von Wales bin, soll sie 1000 Rupien haben!“ lachte Thomas Hagen und fügte hinzu: „Wenn der Alte zwei Rupien zu wenig sind, mag sie bleiben!“

Aber die Prophetin kam. Ein Schatten von einem Weibe, prasselnd, häßlich zum Erschrecken, aber sauber gekleidet. Im Angesicht leuchteten große, dunkle Augen, herrliche Augen voller tiefer Lebensweisheit. Sie trug einen lederen Saß, in dem es undeutlich raschelte und klapperte. „Menschknochen, Sabhi! Leinengebeine! Sabhi!“ küsterte der Diener Rathagi seinem Herrn zu.

Die Hexe sah den Fremden durchdringend an, musterte ihn unverhohlen vom Scheitel bis zur Sohle, dann hielt sie ihm mit einer gebieterischen Bewegung den offenen Lederfaß hin und sagte kurz: „Nimm heraus und wirf die Knochen vor dir hin auf den Teppich!“

Mit schleichendem Schauer griff der Forscher in den Lederfaß, sagte zwei Hände voll Knochen und warf sie vor sich hin und wuschte sich schnell die Hände an seine Reithose. Die Alte knietete sofort nieder und ohne jede Zeremonie, ohne Hymnen und Haxerei ließ sie ihre schwarzen Augen gierig über die Knochen gleiten. Zwei oder drei betupfte sie mit ihren dünnen Fingern und rühte das Gebein ein wenig hin und her, dann erhob sie sich und sagte kurz und ohne jeden Pathos: „Deine Zukunft könnte glücklich sein, Sabhi, wenn du dich vor dem Tiere hütest, das da Schlangen am Kopfe hat!“ Sprachs und hielt heischend die Hand hin, in die Rathagi schnell die zwei Rupien legte. Und noch ehe sich der Deutsche den geheimnisvollen Spruch deuten lassen konnte, war Tragabhi verschwunden.

Herr und Diener sahen sich an.

„Was sollen diese Worte bedeuten, Rathagi?“

„Ich weiß es nicht, Sabhi.“

„Gibt es im Dschungel solche Tiere?“

„Bestimmt nicht, Sabhi. Ich kenne die Dschungel seit 20 Jahren, aber solche Tiere hab ich nie. Doch wir wollen auf der Hut sein, Sabhi!“

Nachdem sich auch Thomas Hagen schlafen, und er mußte des festlichen Zusammenreffens gedenken; sein Traum deutete er gehabt, ehe ihn Rathagi weckte und diese Prophezeiung der indischen Pythia.

Zwei Jahre waren vergangen. Thomas Hagen war längst wieder in der Heimat und hatte als Rennfahrer manchen Sieg davongetragen. Auf der beschwerlichen und gefährlichen Durchquerung Indiens war ihm nichts Wesentliches geschehen und Tragabhi und ihre geheimnisvolle Weissagung war fast vergessen.

Da kam Ostern und mit ihm das berühmte Rennen um den großen Preis um Deutschland. Natürlich gehörte Hagen zu den Favoriten, er war am Ostersonnabend mit seinen Freunden am Orte des großen Rennens eingetroffen. Sie sahen am Abend bei einem Freunde im trauten Gespräche, und plötzlich fiel das Wort Wadrlagerin, Prophezeien, Kartenlegen, Sternzeichen. Es wurde dies und jenes erzählt und endlich berichtete Hagen auch über sein Erlebnis in Indien. Da meinte ein lustiger Kumpan, er wisse in der Nähe eine Wadrlagerin, eine Kartenlegerin von großem Rufe, man sollte, Spaffes halber, einmal zu ihr gehen. Der Vorschlag fand Beifall, und wenig später standen denn die fünf Herren im Stübchen der Kartenlegerin. Die Frau schob Thomas Hagen eine Spielkarte hin, er mußte abheben und drei Häufchen Karten aufbauen. Nun legte die Alte die Blätter auf, forschte eifrig und fast gierig in den Karten, dann hub sie an: „Das Spiel liegt gut! Glück und Liebe allenthalben, auch Geld genug, aber — was sehe ich! Ein Tier liegt dicht dabei! Vor dem müssen Sie sich hüten!“ „Was ist das für ein Tier?“ stieß der Rennfahrer hervor. — Die Alte schloß die Augen, man fühlte, wie sie angestrengt nachdachte, dann sagte sie kurz und bestimmt: „Ein Fudel!“

Da wurden die Freunde, die erst ein wenig gelächelt hatten, ernst. Man gab der Wadrlagerin einen Geldschein und verließ schweigend das Haus.

Drunten hub Hagen an: „Was soll man nun sagen?! Die Kartenlegerin sprach von einem Tier, und die alte Indierin, die Tragabhi, sprach von einem Tier, das Schlangen am Kopfe trägt. Sollten diese Schlangen die langen, lodigen Radenboare des Fudels sein? Seltsam genug ist diese Wadrlagerin!“

Am nächsten Morgen war der Weltmeister pünktlich am Start. Seine Freunde überprüften mit dem Monteur nochmals genau die Maschine, alles war in Ordnung.

Da trat ein Beamter der Rennbahn zu Thomas Hagen und sagte: „Herr Hagen, eine amerikanische Journalistin möchte sie noch schnell interviewen!“

„Bitte, aber kurz!“

Eine junge Dame von seltenem Liebreiz trat heraus und führte an kurzer Leine einen — Fudel.

Thomas Hagen erblachte, und seine Freunde schoben sich sofort zwischen ihn und die Ausländerin, und Karl Marschall, der Vertreter der Motorenwerke, erklärte der Fremden höflich, aber bestimmt, daß Herr Hagen sich jetzt auf das große Rennen konzentrieren müsse und ihn jede Unterhaltung ablenke. Miß Harrison — so hieß die Journalistin — mochte nach dem Rennen vorwischen. Die Reporterin sog sich sofort zurück, nur der Fudel zerrte heftig an der Leine und drängte gegen Hagen vor, der aber erklärte nun: „Ich fahre natürlich nicht! Marschall, bitte melden Sie das der Rennleitung!“

„Aber Hagen, das geht doch nicht! Es würde heller Aufbruch entstehen, denn zehntausend Zuschauer sind nur drei Wege gekommen, der Toto würde gestürzt werden, Tausende würden ihr Eintrittsgeld zurückfordern.“

„Ganz gleich! Ich fahre nicht! Ihr müßt doch selbst erkennen, daß zwischen diesen drei Geschehnissen: Der Spruch

der Alten in Indien, der Spruch gestern der Wadrlagerin und das plötzliche Erscheinen dieses Fudels, daß diese drei Geschehnisse Sinn und Zusammenhang haben! Ich bin gewarnt, und ich werde diese Warnung beherzigen!“ Aber nach langem Zureden der Freunde entschloß sich Hagen, doch zu starten, nachdem man ihm versprochen hatte, den Fudel aus dem Bereich der Rennbahn zu entfernen. Karl Marschall suchte die amerikanische Journalistin, legte ihr alles klar und bat, den Fudel während der Dauer des Rennens einzusperrten. Miß Harrison war glücklich, so Intimes und Interessantes aus dem Leben des berühmten Sportmannes erfahren zu haben und ließ das Tier bereitwillig wegführen. Marschall sperrte den Fudel in einen Geräteraum neben dem Rennbüro, schloß ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Das Rennen war bald im vollsten Gange. Hagen fuhr — wie immer — überragend gut, dabei fair gegen seine Konkurrenten, und seine Maschine gewann schnell mehr und mehr an Zwischenraum vom Felde der Fahrer. Der Sieg war gewiß. Bei der siebten Runde hatte er bereits eine volle Rennstrecke Vorsprung, aber da holte mit einem Male der Zweite mächtig auf, kam näher und näher, rühte bei der neunten Runde bedenklich an Hagen auf und bei der Schlussrunde war er nur noch wenige Maschinenslängen hinter dem Favoriten. Der Endspurt begann! Die zehntausendköpfige Menge, die die riesige Rennbahn säumte, stand mit stöndem Atem, aber als Winterstein, der zweite, dem Diebling Hagen den Sieg streitig zu machen schien, kam Leben in die Menge. Menschen. Man schrie, man tobte, stampfte, trampelte, kurt, das Sportfieber, wie es bei großen und interessanten Rennen üblich ist, brach aus.

Jetzt nahte das Ziel, noch vierhundert Meter, noch dreihundert Meter! Winterstein bog ein wenig aus, um kurz nach der letzten Kurve den Favoriten zu überholen, aber da schob Thomas Hagen, als habe er die höchste Leistungskraft seiner Maschine bis zu Ende aufgespart, mit einem Male vor und ließ den zweiten tüchtig abfallen. Ein „Wah“ der Bewunderung, dann ein Toben und Brüllen der Begeisterung erschütterte die Luft, und jetzt, jetzt kam das Ziel, und jetzt, jetzt kaupte ein Hund quer über die Bahn dicht an Hagens Maschine vorbei, ward gefaßt und Mensch und Tier und Eisen überflogen sich in einem Knäuel dreh, vier Mal, hüpfen zusammengeliebt wie ein elastisches Spielzeug, und an ihnen vorbei schob Winterstein als Sieger durchs Ziel.

Am Abend besuchte ich Hagen im Hospital, unter der Tür traß ich den Chirurgen und sah ihn fragen an: „Mehr als Glück hat er gehabt! Zwei Rippen und ein Schlüsselbein, das ist alles!“ lachte der Mediziner.

Und als ich nun das Zimmer betrat, war ich doch ein wenig verwundert. Da sah die Kartenschlägerin an einem Tischchen, das man an das Bett gerückt hatte, und ich hörte gerade, wie sie sagte: „Heute ist nur noch Glück in der Karte. Das Tier, das gestern die Zukunft trübte, es war wohl ein Fudel, ist verschwunden! Aber ein neues Glück liegt dicht bei Ihnen, eine fremde Frau ist es, schön und reich!“ Damit stand die Prophetin auf und ging hinaus.

„Wieder ein neues Rätsel, das die Pythia ausspricht!“ lachte Hagen, aber da ging die Tür auf und Miß Harrison trat ein und rief glückselig: „Ich habe soeben die Erlaubnis bekommen Sie zu pflegen, Herr Hagen, es wäre ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit, weil ich doch — wenn auch ohne meinen Willen — Schuld an Ihrem Unglück trage! — So meinte der Chirurgen!“

„Schau, nun ist auch dieses Rätsel gelöst!“ sagte ich leise zu Hagen und öffnete ein Fenster.

Da schlangen sich linde Töne herein, die Glocken von St. Veronika, Ostergeläut. Ich nickte Hagen zu und verließ dann das Zimmer. Man darf nicht hören, wenn sich ein junges Glück anspricht.

Die Welt der Frau.

Der goldene Käfig der orientalischen Frau.

Sonderbericht für das „Wiesbadener Tagblatt“.

Von R. Bilensky.

Cairo, im März.

Im Auslande stellt man sich im allgemeinen die Lage der Orientalin — oder besser gesagt Mohammedanerin — so vor, als sei die Zurücksetzung der Frau, die manchmal recht groteske Formen annimmt, eine Folge der offiziellen Gesetzgebung der Orientländer. Nichts ist falscher als diese Ansicht. Denn die Gesetzgebung des Orients stützt sich in allen Fragen des Eherechts auf die entsprechenden religiösen Vorschriften des Koran und diese Vorschriften sind wenigstens in materieller Hinsicht die liberalsten Ehegesetze die die Welt kennt. Es genügt einen oberflächlichen Vergleich zwischen der juristischen Stellung der mohammedanischen Frau und der ihrer Schwester in Frankreich z. B. zu ziehen, um sich von dem erstaunlich liberalen Geist des Koran zu überzeugen. Eine Französin darf bekanntlich ohne Zustimmung ihres Mannes kein Bankkonto besitzen und keinen Scheck oder Wechsel ausstellen. Im Koran dagegen ist das Recht der Frau auf eigenes getrenntes Vermögen ausdrücklich festgelegt. Die Orientalin darf ihr Vermögen selbst verwalten, sie kann aber, wenn sie will, fremde dem Mann sogar gänzlich unbekannte Personen zu ihren Bevollmächtigten ernennen und es ist schon vorgekommen, daß manche Frauen ihre eigenen mit der Verwaltung ihrer Kapitalien betrauten Männer wegen Vergeudung oder Veruntreuung ins Gefängnis brachten. Nach dem Koran darf die Frau auch ohne

Zustimmung ihres Mannes Geschäfte machen, für die sie allein verantwortlich ist. Man hätte übrigens vom Propheten, dessen Gönnerin die tüchtigste Business Woman der heiligen Stätte des Islam war, keine anderen Gesetze erwarten können. Die Frau kann mit ihrem Mann eine gemeinsame Handelsgesellschaft gründen, die den allgemein geltenden Geschäftsbestimmungen unterliegt. In diesem Falle ist der Mann, wenn er mit der Führung der Geschäfte beauftragt ist, verpflichtet seiner Frau einen regelmäßigen Geschäftsbericht zu erstatten und die „Scharieh“ (religiöse Tribunale), sorgen für die Bestimmung eines unabhängigen Bücherrevisors. Der Leser, dem diese Tatsachen bis jetzt unbekannt waren, wird sicher die Frage stellen: Wie kann man diese schönen Bestimmungen mit dem Recht des Mannes in Einklang bringen. Seine Frau zu jeder Zeit und ohne Angabe von Gründen aus dem gemeinsamen Haushalt zu verstoßen?

Es muß nun festgestellt werden, daß die Vielweiberei und die daraus resultierenden Rechte des Mannes die materiellen — von den moralischen Leiden der Orientalin wird noch später die Rede sein — Interessen der verstoßenen Frau nicht verletzen. Denn nach dem Koran muß jeder Mann in einem Sonder-Heiratsvertrag, der von vornehmen Zeugen mit unterschrieben wird, eine angemessene Summe festsetzen, die er seiner Frau im Falle ihres Auscheidens aus dem gemeinsamen Haushalt zu zahlen hat. Es ist nun Sache der Frau oder ihrer Eltern diese Summe so hoch wie möglich zu bestimmen, um der Frau gegebenenfalls eine neue Existenz zu sichern. In der Praxis der Gerichts-Tribunale merkt man übrigens in den letzten Jahren eine deutliche Tendenz, der verstoßenen oder geschiedenen Frau eine monatliche Alimose zuzubilligen, die im Verhältnis zum Einkommen des Mannes steht. Es ist interessant festzustellen, daß der im Heiratsvertrag festgesetzte Betrag unter allen

Umständen ausbezahlt werden muß. Die Bestimmungen des Korans sind in dieser Hinsicht so kategorisch, daß eine Ausländerin, z. B. die ihren ägyptischen Gatten — allerdings in Notwehr — erschossen hat, die ihr im Heiratskontrakt aufstehende Summe von 6000 Pfund verlangt und man nimmt allgemein an, daß das religiöse Tribunal in Cairo dieser Forderung stattgeben wird.

Wie man sieht entspricht die materielle Lage der Orientalin der darüber im Ausland herrschenden Auffassung durchaus nicht. Der Koran, dessen Weisheit hauptsächlich in der Abkennung von Übertreibungen sowohl im Guten wie im Bösen besteht, hat der Frau materiell eine günstige Stellung eingeräumt, wahrscheinlich als Kompensation für die Sonderrechte des Mannes.

Dagegen kann man sich im Ausland keinen Begriff von den moralischen Leiden der Orientalin machen. Das Gleichgewicht des Koran mit seiner günstigen materiellen Regelung mag vielleicht früher eine ausreichende Entschädigung für die Frau bedeutet haben, heute kann es die Mohammedanerinnen mit ihrer Sklaventalie in der Gesellschaft nicht mehr verschönern. Umomehr als die alten Überlieferungen und Kommentare, die, wie in jeder Lehre, stärker sind als die ursprüngliche Basis, sich trotz der europäischen Modernisierung und türkischen Reformen in ihrem vollen Umfang erhalten haben.

Gebildete Orientalen, die in Europa ihre Studien absolviert haben, sind Anhänger derselben Theorien in der Frauenfrage wie ihre Ähnen vor 200—300 Jahren. Die Vielweiberei ist praktisch infolge der wirtschaftlichen Entwicklung so gut wie abgeschafft, aber die Haremwirtschaft, die immerhin eine gewisse Zerstreuung für die Frau bedeutet, ist durch die Ablenkungen des modernen Lebens nicht ersetzt worden. Die Orientalin ist heute viel einsamer geworden als sie es zur romantischen Zeit eines Pierre Loti war. Denn die guten Sitten verlangen vom Moslem auch heute noch, trotz äußerlicher Europäisierung, daß er sich sogar vor seine nächsten Verwandten in den Beziehungen zu seiner Frau die größte Zurückhaltung auferlegt. Er darf mit seiner Frau nur sehr selten ausgehen, denn ein Ehemann, der in Gesellschaft seiner Gattin auszuft gehen wird, ist dem allgemeinen Gespött seiner Verwandten und Bekannten ausgesetzt. Deshalb haben fast alle reichen Orientalen ein separates Auto für die Frau, das bei Spazierfahrten in respektvoller Distanz dem Wagen des Hausherrn folgen darf. Auch akademisch gebildete Orientalen wagen es nicht, sich diesen Gebrauchen des Anstandes zu widersetzen.

Die Frau darf in einer Gesellschaft, in welcher auch nur ein einziger männlicher Moslem anwesend ist, nicht erscheinen. In ihrem eigenen Heim kann sie nur in einem abgeschlossenen Nebenraum (selbst dazu fehlt oft die Erlaubnis des Gatten) der Unterhaltung ihres Mannes mit seinen Gästen zuhören. In den Theatern schliken die viele Vorhänge mit kleinen Böckern vor der Neugierde des Publikums. Dadurch, daß der Mann infolge der Forderungen des europäischen Tempos auf die frühere allseitige kontemplative Existenz des Nichtstuns verzichten mußte, ist die Frau womöglich noch einsamer geworden. Während der Mann im Büro, im Club oder in politischen Störungen den ganzen Tag und einen großen Teil des Abends verbringt, muß die Frau manchmal wochenlang in ihrer Wohnung verbleiben, oft mit argwöhnischen Schwiegereltern, welche ihr das Leben zur Hölle machen. Wie das alles auf die Gemütsverfassung der Orientalinnen wirken muß, die zum Teil eine moderne Schulbildung genossen haben, kann man sich leicht vorstellen. Wenn auch genaue Selbstmordstatistiken im Orient fehlen, kann doch auf Grund gewisser Tatsachen behauptet werden, daß der Selbstmordbedanke immer mehr Opfer unter den Frauen des Orients fordert.

Ein besonderes Kapitel im Frauenproblem des Orients bildet die Lage der mit Orientalen verheirateten Ausländerinnen. Diese Ausländerinnen sind fast durchweg tief zu bedauern. Hier im Orient erkennen sie erst, wie unüberbrückbar die Gegensätze zwischen Orient und West sind und wie mächtig die vielhundertjährigen Traditionen sind. Der materielle Wohlstand ist auch für sie, wie für die geborene Orientalin nur ein Baustein für die unendlichen moralischen Leiden und Enttäuschungen ihrer neuen Heimat.

Der Jüngste.

Es ist gar nicht leicht, so als Jüngster in die Welt zu treten. Wenn dieser Jüngste sein Erscheinen anmeldet, wird er sehr häufig als Überflüssigkeit empfunden, bringt er sich dann aber wirklich in Erscheinung, ist er plötzlich der Versuch des ganzen Hauses. Er wird nicht nur von den Eltern, den Großeltern und allen Besuchern verhätselt, sondern auch die älteren Geschwister sind seine begeisterten Verehrer und Effanten.

Ist er zwei Jahre alt — ob er oder sie, spielt in diesem Fall keine Rolle — so ist er — oder sie — schon eine äußerst willensstarke Persönlichkeit. Wenn er keine Milch trinken will, wird er keine Milch trinken und wenn zehn besorgte Familienmitglieder wie die Sioux-Indianer um ihn herum springen und Gesticulationen machen. Und wenn er — oder sie — an Papas Bier nippen will, so wird er nippen, man kann sich darauf verlassen! Alle Erziehungskunststücke verlagen, und wenn neun Familienmitglieder unerhörte Energien versenden, um den brüllenden Löwen zu beschwichtigen, ob er ihm den Willen zu tun, so wird das sechste Familienmitglied toischer sagen: aber laßt ihn doch! Und triumphierend wird der Jüngste tun dürfen, was den älteren Geschwistern schwer verboten blieb.

So so sind sie, diese Jüngsten. Sie werden es immer verstehen, sich durchzusetzen. Die Eltern sind schon ein bißchen müde vom Erziehen und Verbieten bei den Großen, in ihre Seele ist Milde und Nachsicht eingekehrt. Die älteren Kinder mit ihren Ansprüchen und Forderungen gehören schon der Schule, dem Leben, den Freunden und dies Restbüßchen ist noch ganz im Herzen der Eltern verankert. Mit seinem goldigen Lachen ist es so recht der Sonnenschein des Hauses geworden. Sein ärtliches Anschmiegen, seine Bißbedürftigkeit, sein Plappern und Spielen bringt aufs Neue Leben und Heiterkeit ins Haus und die Entwicklung dieses Jüngsten blieb Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung.

Es ist verständlich, daß dies letzte Kind von Vater und Mutter ein wenig verwöhnt wird, aber dennoch sollten die Eltern sich dafür hüten, das liebe Ding in einen Mantel von Zärtlichkeit zu hüllen. Das Leben fordert feste Charaktere und ein Kind, dem man stets den Willen tut, wird später dem harten und schroffen Alltag beileidig gegenüberstehen. Es wird in seiner Verzärtelung die Rücksichtslosigkeit der Welt nicht begreifen. Auch der Jüngste wird — wie wir alle — lernen müssen, zu kämpfen, zu entsagen und zu leiden. Die Erziehung ist dazu da, auch des Restbüßchens Charakter zu bilden.

Clara von Wedelstaedt.

Wiesbadener Frühjahrsmoden.

(Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.)



Links:

Ein sportliches Frühjahrskostüm in den Farben braun-gelb. Der Rock aus einfarbigem und kariertem Tweed, dazu eine gelbe Seidenbluse mit braunen Tupfen. Das kurze Jäckchen aus braunem Wolstoff. Die Kappe ist aus dem Uni-Material des Rockes gearbeitet.

Rechts:

Ein aptes Nachmittagskostüm aus bedruckten Crepe de Chine in den Farben gelb-schwarz. Zu dem abnehmbaren Cape werden lange Handschuhe getragen.

Der Jugendfreund.

Das Geheimnis der Wünschelrute

Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Manah einer unter den Menschen verfügt über geheimnisvolle magische Kräfte, die anderen völlig verlagert zu sein scheinen. So ist es mit der Gabe der hypnotischen Kraft und so ist es mit der Fähigkeit, Wasser und Metalle, ja selbst noch andere Substanzen auf eine recht ungewöhnliche Weise sogar auf Entfernungen hin zu „fühlen“. Der zivilisierte Mensch hat ja eine ganze Menge uralter Fähigkeiten längst eingebüßt, über die keine Ähnen in einer ferneren Vergangenheit noch verfügten, Begabungen, die der Wilde heute meist noch besitzt: so erzählt man von einem schwarzen Diener, der die kriegsgewöhnliche und gestärkte Leibwäsche seines weißen Herrn allein am Geruch von anderer Wäsche unterscheiden konnte. Die Tiere der Wildnis „wittern“ auf viele Meilen das Vorhandensein von Wasser, aber während, hier offenbar der Geruchsinns eine Rolle spielt, muß man sich das



Die Wünschelrute ist eine Gabel aus Eselholz oder aus Metall, deren freie Enden zwischen Daumen und Zeigefinger festgeklemmt werden.

Geheimnis der Wünschelrutengänger anders erklären. Im Mittelalter schon hat man solche Leute zum Wasser- und Erdsuchen verwendet, man hat sich auch gefast haben, daß da nicht alles mit rechten Dingen zugehe, denn alles Unklärliche galt ja als Hexerei. Heute ist man sich über das Rätsel der Wünschelrute längst im klaren wenn auch die exakte Wissenschaft immer noch skeptisch ist.

Nach alter Überlieferung mußte es immer ein Eselreis sein, das der Rutengänger nehmen sollte, und zwar ein gabelförmiger Zweig dessen beide Enden zwischen Daumen und Zeigefinger festgeklemmt werden mußten. Heute weiß man, daß weder eine besondere Holzart, noch überhaupt Holz nötig ist: die bedeutendsten Rutengänger haben viel-

Sag's nicht Papa! —

„Sag's nicht Papa, daß du einen Label bekommen hast!“ — Die Mutter meint's nicht schlimm, sie will dem geschäftlich oder dienstlich schon genügend geplogten Ehegatten Ärger und Verdruß ersparen, und doch ist es das Falscheste, was sie tun kann, wenn sie das Kind zur Unaufrichtigkeit dem Vater gegenüber erzieht.

„Sag's nicht Papa, daß der Kohlenmann zur Besahlung gemahnt hat!“ — der Hausvater darf's nicht wissen, daß die Rechnung noch nicht bezahlt ist, denn er gab das Geld längst und seine Frau hat es anderweitig ausgegeben für Sachen, die ihr noch wichtiger vorkamen als das Bealeichen der Kohlenrechnung.

Wieviele böse angstvolle Stunden können doch oft diese paar Worte bereiten: sag's nicht Papa! — diese Geheimnistuerei in der Ehe hat schon manches Familien Glück untergraben und noch nie — niemals eine Unannehmlichkeit hinausgeschoben, sondern sie nur vergrößert, vergrößert!

Was auch geschieht — Papa muß alles wissen! es ist das größte Ärgernis für einen vertrauenden Menschen, wenn er erfährt, daß er hintergangen wurde, und ein Hintergehen des Vertrauens ist es auf alle Fälle, wenn die Mutter dem Kind rät, den Vater bei einem unangenehmen Geschäft nicht ins Vertrauen zu ziehen! Wir ersparen dem Hausvater keine Unannehmlichkeit, sondern wir verdoppeln sie, wenn wir ihm die Mitteilung des Labels ersparen, denn fortgesetzt der Label des Vaters stellt die Verletzung in Frage. Die Nichtbezahlung der Kohlenrechnung aber kommt unweigerlich raus! Irgendwie — irgendwann wird er's erfahren so sehr man auch verheimlicht und seine Sorgen allein trägt! — und dann erst ist der Ehezwang fertig!

Die Hausfrau, die Mutter muß den Mut zur Wahrheit haben. Was auch geschieht! Lieber mal eine Szene, eine ungemütliche Stunde, und dann wieder die beruhigende Atmosphäre glücklichen Zusammengehörigkeitsgefühls! Lieber mal einen raschen kleinen Denkbettel für das getadelte Pleschen oder den bösen Buben und dann mit Vater überlegt, wie man den kleinen Sünder zur Reife bringt. Und lieber das erste Geständnis der ersten kleinen Schulden, als sie in stetigem Verheimlichen anwachsen lassen zu Summen, die über kurz oder lang eine Katastrophe bringen müssen.

Erprobt und bewährt!

Korinthen und Koffinen legt man, ehe man sie dem Kuchens beifügt, einige Minuten lang in den warmen Badewasser: wenn sie warm und aufgegangen sind, sinken sie nicht so leicht auf den Boden des Kuchens, wenn derselbe aufsteigt.

Wäsche seidenen Strümpfe. Seidene Strümpfe lege man in kaltes Wasser, dem man etwas Borax beifügt. Nach zwei Stunden sind sie gut mit den Händen aussubüden und in klarem Wasser zu spülen. Jetzt erst wasche man sie, je nach ihrer Farbe, in lauwarmem Wasser mit Gallseife, trockne sie an der Luft und bügele sie noch feucht. Daß seidenen Strümpfe kann man über Nacht in Wasser weichen lassen und dann mit milder Seife waschen und sie nachspülen.

Teppiche bestreue man vor dem Bürsten mit Salz; der Staub steigt dann nicht hoch, außerdem werden dadurch die Farben des Teppichs wieder frisch.

mehr ihre Metallruten aus einer eigentümlichen Regierung, die sie freilich nicht gern verraten.

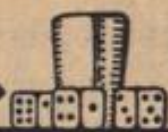
Die Gabe des Rutengängers beruht auf einer sehr seltenen Fähigkeit der Nerven, auf das Vorkommen von Wasser, Metallen, Mineralien usw. zu reagieren. Dieser ganze Vorgang spielt sich außerhalb der Bewusstseinsphäre ab. Die Rute beginnt, sobald sich ihr Träger einer Wasserader nähert, mit kräftigem Ruck auszuweichen, und zwar so stark, daß ein anderer, der sich Mühe gibt, das kurze, zwischen Daumen und Zeigefinger hervorragende Ende der Rute festzuhalten, es auch unter Aufbietung seiner äußersten Kräfte nicht vermag. Nach dieser Arbeit sei der Rutengänger starke Anzeichen nervöser Ermüdung. Ich habe selbst mehrere Experimente des berühmten Rutengängers Freilherrn v. Uslar beigewohnt und mich davon überzeugen können, daß er auch Gold mit unfehlbarer Sicherheit zu finden vermochte. Ein Goldstück — es waren noch sorgföhere Zeiten als heute — wurde in ein Taschentuch gewickelt und auf einem weiten Rasenplatz vergraben. Herr v. Uslar stand, während der „Suche“ vergraben wurde, mit abgekehrtem Gesicht und verbundenen Augen. Auch beim Suchen wurde die Rute nicht abgenommen. Er schritt mit unsicheren Schritten, aber in großer Eile und Ziel-sicherheit direkt auf die bewusste Stelle zu, und während er in die Nähe des Goldes kam, schlug die Rute beständig mehrmals aus. Er bückte sich und sog lächelnd das Taschentuch samt dem Goldstück aus der Erde. Einen Tag darauf gelang es ihm, einen Ring aufzufinden, den ein ihm vorher unbekannter Herr vor Jahren irgendwo im Walde verloren hatte. Die Freude des neu Beschenkten war unermesslich. Zu den bekanntesten Wünschelrutengängern unserer Tage gehört der Oberleutnant Seinemann, der auch ein großer Forscher ist. Er behauptet, daß die meisten ihm bekanntgewordenen Fälle von Krebs in ursächlichem Zusammenhang mit Wasseradern ständen, über denen der Erkrankte längere Zeit gewohnt habe. Auch die medizinische Forschung hat diesem Problem schon Beachtung geschenkt.



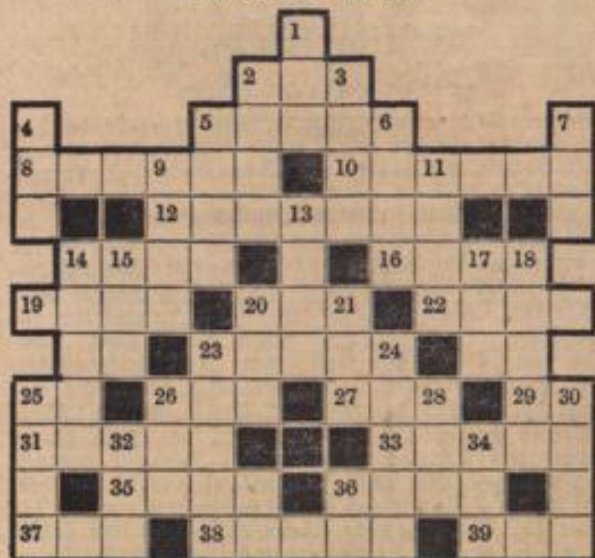
Überschreitet der Rutengänger eine Wasserader oder ein Metall-Lager, schlägt die Wünschelrute aus, d. h. sie dreht sich kräftig zwischen den haltenden Händen.



Rätsel und Spiele.



Kreuzwort-Rätsel.



Senkrech: 1. Teil der Uhr, 2. Sprengkörper, 3. Sachverständigung, 4. Gebirgsbewohner, 5. Teil des Stuhles, 6. Fluß zur Donau, 7. Körperteil, 8. italienisches Fürstengeschlecht, 11. Kienlohn, 13. staatliche Einrichtung, 14. bekannter Schachmeister, 15. Zahlwort, 17. Papstname, 18. Gesichtsteil, 20. fremdländ. Münze, 21. englische Zahl, 23. Frauennamen, 24. Naturerscheinung, 25. Schweizer Kanton, 26. Fragewort, 28. Schweizer Kanton, 30. Halbedelstein, 32. Gewässer, 34. Stadt in Böhmen (an der Donau).

Waagrecht: 2. Kennzeichen, 4. alte phönizische Stadt, 8. antike Sprache, 10. altägyptischer Feldherr, 12. Begründer des Weltpostvereins, 14. Schlachtort (1870), 16. Spielzeug, 19. Haß, 20. kalter Wind, 22. Spaltwerkzeug, 23. Längenangabe, 26. Fragewort, 27. ungebraucht, 29. Fluß in Italien, 31. Stadt an der Ruhr, 33. Farbe, 35. Frauennamen, 36. Konflikt, 37. nimmer, 38. Sinnesorgane (Mehrz.), 39. Männername.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ce — de — der — des — di —
do — e — e — ge — ge — gout —
ha — heim — hil — i — ke — lei —
li — li — me — na — nah — nie —
ra — ran — se — se — se — sol —
te — u — um — van — zu

Bilde man 13 Wörter, deren erste und vorletzte Buchstaben, erstere von oben nach unten, letztere entgegengelesen, einen Sinn ergeben.

1. Göttin der Jagd, 2. Fischart, 3. unartiges Kind, 4. erotischer Nadelbaum, 5. Stadt in Hannover, 6. Verhältnis, 7. Teil der Bibel, 8. Wagnerische Bühnenfigur, 9. nicht gezogenes Lotterielos, 10. Wildpret, 11. weiblicher Vorname, 12. Fleischspeise, 13. Gewichtsvermehrung.

Grobes Felt!

Wenn man's an Jahren ist,
(Wie es die Erde deutet),
Dann 's wohl die Zweite ist,
Daß man zum Gange schreitet.

Stat-Aufgabe.

(Bezeichnung der Farben: Kreuz, Bitt, Herz, Karo.)

Auf folgende veränderte Karte verliert Vorhand im Bil-Handspiel mit Schneider, trotzdem Herz-10 bei Mittelhand blank ist. Hinterhand bot bis 24. — Bitt, Herz, Karo-Dube, Kreuz-As, Kreuz-9, Bitt-Dame, Bitt-9, Bitt-8, Herz-As, Karo-As.



Im Stat lagen Herz-9 und -7, welche auch nichts gednert hätten. — Wie waren Kartenstich und Spielverlauf?

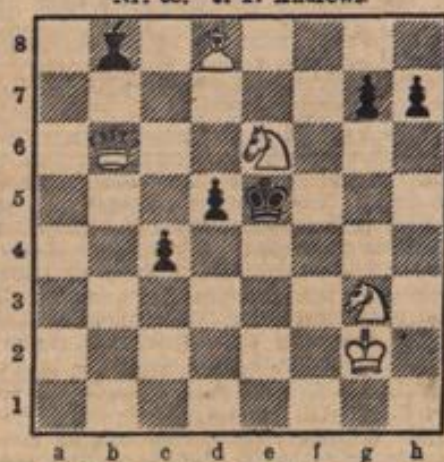
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrech: 1. Bild, 2. Gut, 3. Rote, 4. Bau, 5. Bal, 6. Teer, 7. Bug, 8. Ring, 10. Rie, 15. Ruffe, 17. Atlas, 18. Reh, 19. Kuh, 22. Pate, 23. Ton, 24. Etat, 26. an, 28. Me, 30. Arm, 31. Rum, 32. Alt, 34. Rom, 36. neu, Waagrecht: 3. Bild, 5. Gut, 7. Bode, 9. Atem, 11. Gut, 12. Urie, 13. Gie, 14. Ger, 16. Gnu, 17. Kra, 20. Fiel, 21. Null, 23. Lee, 25. Raa, 27. Spa, 29. rot, 30. Artur, 32. Alm, 33. Rarr, 35. Unte, 37. Tom, 38. Wei, — Ramm-Rätsel: 1. Rafe, 2. Ahe, 3. Unte, 4. Lube, 5. Eile, 6. Rote, 7. Dofe, 8. Ede, 9. Roge, 10. Erde, 11. Dee, 12. Rafe, 13. Rautendein, — Silben-Rätsel: 1. Darre, 2. Eiland, 3. Rafe, 4. Geier, 5. Eide, 6. Jchneumen, 7. Schunde, 8. Tatum, 9. Fiel, 10. Rowbu, 11. Oder, 12. Ballade, 13. Entente. — Der Geist erobert sich die Welt. — Ragisches Quadrat: 1. Behar, 2. Eide, 3. Gie, 4. Ahe, 5. weil.

Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 35. J. P. Andrews.



Weiß: Kg2, Db6, Ld8, Se6, g3.
Schwarz: Ke5, Lb8, Bc4, d5, g7, h7.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 36. C. Behting.



Weiß: Kc5, Da4, Te1, f5, Sf7, h5, Bd5, e2, f2.
Schwarz: Ke4, Df6, Sc6, g2, Bc4, d3.
Matt in 2 Zügen.

1. e2—e4, c7—c6. In einem längeren Aufsatz bespricht W. Koslowski eine kleine Schrift des Wiener Meisters Hans Müller über die Caro-Kann-Eröffnung indem er sagt: Der gute, alte Zug 1. e2—e4, der eine zeitlang sehr vernachlässigt wurde, wird wieder beliebt. Aber sein Widerspiel e7—e5 wird einstweilen noch von den meisten Schachspielern gemieden. Schwarz hält mehr an der jetzigen Gewohnheit der Zurückhaltung fest. Zu dem französischen Zug 1. e7—e6 hat man noch nicht das einstige große Zutrauen wieder gewonnen. Aber 1. c7—c6 kommt mehr und mehr in Aufnahme. Freilich ein schon recht alter Zug, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Wiener Kann aufgebracht und von Meister Caro in die Praxis eingeführt wurde — nach diesen beiden hat man die Eröffnung genannt. Als Vorzüge dieser Eröffnung preist Müller 1. Einfachheit, 2. unsymmetrische Verteilung der Bauernmasse dementsprechend klar vorgezeichnete Operationsziele, 3. psychologische Bekämpfung des Feindes, die von Weiß beabsichtigte Angriffsschlacht werde in die ruhigen Bahnen des modernen Stellungskrieges gelenkt. In der Abtauschvariante 1. e4—c6, 2. d4—d5, 3. exd5—cx d4 spricht Müller die besseren Aussichten dem Nachziehenden zu, weil er nach Abwehr des feindlichen Königssturmes in der Regel das überlegene Endspiel erlange. Jedenfalls kann Weiß die Spannung im Zentrum länger aufrechterhalten, wenn er statt 3. exd5 den Zug 3. Sc3 macht. Nach 3. dxe4 3. Sxe4—Sf6, 4. Sx16 empfiehlt Müller mit dem g-Bauern zu schlagen. Will Weiß die Elastizität seines Zentrums wahren, so zieht er nach 1. e4—c6 nicht sofort 2. d4, sondern erst 2. Sc3 etwa mit der Fortsetzung 2. ... d5, 3. Sf3 dxe4 oder 3. Sf6 oder 3. Lg4 und nach Ansicht Müllers kann der Verteidiger im ruhigen Figurenspiel die Entwicklung einer Streikkräftes mühe los durchführen. Für fehlerhaft erklärt er nach 1. e4—c6, 2. d4—d5 den Zug 3. Le3.

Partie Nr. 14. Gespielt im Berliner Turnier am 5. Febr. 1901.
Weiß: Steiner, Schwarz: Sämisch.

1. d4—d5, 2. c4—dxc4, 3. Sc3. Besser ist Sf3, um zu verhindern. 3. Sf6. Schwarz benutzt die ihm gegebenen Chancen nicht. 4. Sf3—a6, 5. a4—c5, 6. e3. Natürlich verdient hier e4 den Vorzug. 6. e6, 7. Lxc4—Sb6, 8. 0-0—Le7, 9. Dd3. Ein ungesunder Zug. Mit dxc5—Dxd1, 10. Txd1—Lxc5 würde Weiß einen nicht unwesentlichen Entwicklungsvorsprung behaupten. 9. 0-0, 10. Td1—cxd4, 11. exd4—Sb4, 12. De2—b6, 13. Se5—Lb7, 14. Lf4—Ta7. Sämisch erinnert nun ein geistreiches, tiefes und durchaus gesundes Entwicklungssystem. 15. Sg4—Da8, 16. Se3—Te8, 17. Tacl—Lc6, 18. Le3—Td7. Wie man sieht, hat sich Schwarz nunmehr ganz befriedigend aufgebaut. 19. f4—Lb7. Es ist unverständlich, warum Schwarz die naheliegende gefährliche Drohung f5 nicht mit g6 abwehrt. 20. f5—exf5, 21. Sx15—Sc6. Ein zweiter Fehler. Die verhältnismäßig beste Spielweise 21. Lf8 lag wiederum sehr nahe. — Sämisch ist ein außerordentlich feiner und tiefer Schachdenker und auch als Praktiker — wenn er sich in guter Form befindet — den größten Meistern ebenbürtig. Aber es ist eben leider nicht immer in guter, sondern mitunter sogar in schlechter Form. In dieser Partie freilich, deren Schluß sich zu einer „Komödie der Irrungen“ gestaltet, ist ihm zuletzt die launische Glücksgöttin hold. 22. Sxg7—dxe5. Jetzt ist die Reihe Fehler zu machen an Steiner. Die so plausible Fortsetzung 23. Sxe8, worauf Sx16+ droht, hätte sofort zum Siege geführt. Schlechtes Spiel ist bekanntlich ansteckend. Zu dieser seitensamen Erscheinung hat Dr. Tarrasch einmal den scherzhaften Ausspruch getan: „Ich spiele schlecht, infolgedessen spielte mein Gegner noch schlechter.“ 23. Le5—f4, 24. Kh1. Das erst ist der entscheidende Fehler. Nach 24. Kf1 hat Weiß immer noch die besseren Aussichten. 24. ... Txc5. Weiß gibt auf, denn da die weiße Dame den Punkt g2 gedeckt halten muß, so geht die Figur verloren.

Lüftlign Lfr.



Neugieria.

„Frischen, willst du nicht mal das kleine Schwesterchen sehen, das der Storch heute nacht gebracht hat?“
„Ne, lieber den Storch!“

Ein Kenner.

Kennt einer von Euch das „Lied vom braven Mann?“ fragt der Lehrer. Einer meldet sich auf der letzten Bank. „Nun, Frischen, dann sag es mal auf!“ Frisch: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“

Nicht zu machen.

„Ich habe Dir dieses herrliche Berlenbalsband zum Geburtstag gebracht, Liebling.“ flötete der Gatte. „Aber ich habe mir doch ein Auto gewünscht.“ wandte sie ein. „Ja, liebt Du, mein Engel.“ gestand er. „Ich habe überall versucht, einen unechten Wagen zu kriegen, aber den gab's nicht.“

Bücher als Helfer.

Bei der Umfrage eines Londoner Blattes nach „Büchern, die mir geholfen haben“ lautete die originellste Antwort: „Das Kochbuch meiner Mutter und das Schedbuch meines Vaters.“



Berechtigter Einwand.

„Au! verfluchter Bengel, dein Rötter beißt mich ja in die Knöchel!“

„Na was denn! So'n kleinen Tier, soll der Ihnen etwas in't Genick beißen?“

Humor des Auslandes.

Die Kur.

„Kein Mann trinkt so viel Bier — da hat mir der Arzt ein Mittel verschrieben, das ich ihm in den Kaffee schütten soll.“

„Na, und ist er jetzt kuriert?“

„Ja — vom Kaffee trinkt!“ (Moultique.)

Auf dem Rennplatz.

„Wie nett von Dir, ein Pferd zu wetten, das meinen Namen trägt!“ schwärmt Nanan.

„Ja — verblüffende Übereinstimmung! Es ging mit einer halbstündigen Verspätung durchs Ziel!“ (Tits-Tits.)

Viebesleute.

Er: „Wenn zwei Menschen ständig zusammen leben, werden sie sich allmählich immer ähnlicher.“

Sie (den Ring zurückgebend): „Wahrhaftig! Na, das möchte ich lieber nicht riskieren.“ (Palling Show.)

Haus, Hof und Garten.

Des Gärtners Tagewerk im April.

Überall in der Natur macht sich bereits ein mächtiger Drang zu neuem Leben nach langem Zurückhalten bemerkbar. Überall ein fröhliches Erwachen trotz immer noch wiederkehrender Wintertüden. Schon erscheinen die ersten Vorboten des nahenden Frühlings, Keilchen, Schlüsselblumen, Gänseblümchen usw. Jeder warme Sonnenstrahl, jeder sanfte Aufbruch jeder sanften Regen ruft viele Tausende junger Lebewesen auf den Plan. Die Insekten erwachen aus ihrem Winterschlaf. Auch zahlreiche Säugtiere und Vögel haben bereits Junge. Allenthalben rüstet sich die Natur, die schönste Zeit des Jahres mit einer erhebenden Feier zu beginnen. Unter dem Jubel eines vielschichtigen Chors schmückt sie sich mit einer immer reicher werdenden Blütenpracht von unendlichem Reize. Der Höhepunkt dieser Feierstimmung ist der unversiehbare schöne Blütenreichtum unserer Obstbäume.

Der Winter hat das Erdreich durch seinen vielen Regen und Schnee mit Feuchtigkeit im Übermaß gesättigt, so daß es in den meisten Gegenden seither nicht möglich war, an eine Bodenbearbeitung zu denken. Besonders für schwere, bindige Böden ist allzu viel Feuchtigkeit von Nachteil, weil sie sich dabei zu stark festsetzen, verschlammern und verkrusten. So kann in diesem Jahre die Bearbeitung im Herbst insofern gänzlich ausgesetzt worden sein, als der Boden erneut zwecks Lockerung umflüssig zu bearbeiten ist. Das gilt vor allem bei besonders tief wurzelnden Kulturen des Gemüses. Bei dieser Gelegenheit kann dann auch noch Stallmist untergebracht werden, falls dies nicht schon im Herbst geschehen ist. Bei Frühjahrsbewässerung allerdings muß der Mist jedoch gut verrotten sein, damit er bei trockenem Wetter nicht brennt und seine Nährstoffe außerdem schon zeitig den Pflanzen zugute kommen können.

Im Obstgarten muß das Schneiden und Ausputzen der Bäume beendet sein, wenn diese anfangen zu treiben, damit keine Blütenknospen abgestoßen werden. Größtenteils Bäume hingegen sollte man nicht zum Blühen kommen lassen, damit die ganze Kraft dem Aufbau neuer Burseln zugute kommt. Das sollte auch im zweiten Jahre, vor allem beim Zwergobst der Fall sein. Größtenteils Bäume dürfen auch nicht mit Laube gedüngt werden, ganz abgesehen davon, daß die Bäume diese nicht aufnehmen können, schadet man ihnen direkt damit. Kräftigen gehen sogar nach solchen Düngungen meist ein.

Mit der übrigen Natur sind auch die Schädlinge zu neuem Leben erwacht, sehr zum Leidwesen des Gärtners und zum großen Schaden der Pflanzenwelt. Ihrer Vernichtung muß nunmehr unsere ganze Aufmerksamkeit gelten. Wo es geht, beugt man größerem Schaden durch rechtzeitige Vernichtung der Eier, Puppen oder der Raupen vor, solange sie noch in größeren Mengen zusammen finden. So wird die Ausbreitung erfolgreich vor ihrer Verbreitung durch eine tropfenartige Lösung von Trifolin bekämpft.

Im Gemüsegarten gibt es viel zu tun, namentlich wenn manche Arbeit der Witterung halber im vorigen Monat zurückgestellt werden mußte. Es braucht aber niemand zu denken, daß er etwas versäumt habe. Lieber wartet man

mit dem Säen und Pflanzen etwas länger, als daß man durch zu zeitiges Beginnen Schaden hat. Bedingung ist bei allen Arbeiten, daß der Boden abgetrocknet ist und sich erwärmt hat.

In freie Land werden gesät: Mangold (Römisch Kohl), Erdkohl, Karotten, Rettiche, Radieschen, von letzteren können nun fortlaufend alle 14 Tage Aussaaten gemacht werden, ebenso von: Salat, Erbsen und Kresse. Bei gutem Wetter können Ende April auch schon Buschbohnen gesät werden, falls sie nicht schon im Mistbeet oder im Zimmer in Töpfen zur Anzucht kommen. Diese Maßnahme lohnt sich auch für Kürbisse und Gurken.

Abgehärtete Gemüsepflanzen kommen jetzt aus dem Zimmer oder Mistbeet ins freie Land. Das Verpflanzen erfolgt am besten bei trübem, feuchtem Wetter, damit die Pflanzen gut angehen. Um sie vor den Erdlöchern zu schützen, umflickt man sie mit 3-4 befeuchteten Reisern in Form einer Pyramide. Durch die Beschattung bleiben die Erdlöcher weg.

Mistbeete werden bei guter Witterung reichlich gelüftet, können gegebenenfalls auch schon in den Mittagsstunden ganz abgedeckt werden, sind aber umgekehrt bei kühlem Wetter und vor allem nachts noch zu bedecken. Alle Maßnahmen haben unter dem Gesichtspunkt zu stehen, daß die Sämlinge mit der nötigen Vorsicht abgehärtet werden.

Im April sind Erdbeeren und Kirschen auf gut gedüngte Beete zu pflanzen. Spargelbeete lassen sich jetzt anlegen. Salat- und Erbsenländer bedürfen des Schutzes gegen Vossesfraß. Schoten und Feuchtsalat schützen die Beete gegen die Erdflöhe. Wo sie auftreten, vernichtet sie das Bekämpfungsmittel Eklarin in wirksamer Weise.

Gegen Verkrustung bereits befeuchteter Beete muß zur Hade gegriffen werden. Hand in Hand geht damit auch die Unkrautbekämpfung.

Falls erforderlich, legt man im Hausgarten den Rasen neu an. Die Aussaat erfolgt am besten bei windstillem Wetter. Es ist wesentlich, daß der Samen sofort untergebracht und festgetreten wird.

Im Blumen- und Gartengarten sind zu pflanzen: Montbretien, Gladiolen, Iris sowie andere Stauden und Knollen. Von Sommerblumen können gesät werden: Nelken, Kapuzinerkresse, Edelweiden, Lupinen, Kornblumen und Gartenmohn. Etwaige Winterkühnheiten werden noch entfernt. Auch sind hier und da noch Beete umzugraben und zu reinigen.

Im Blumen- und Gartengarten werden Pflanzen und Töpfe gereinigt. Vor allem topft man gesunde, kräftige Pflanzen um, wenn das Wurzelwerk den ganzen Topf ausfüllt. In sandiger, mit Torfmull vermischter Erde fassen Stecklinge fast aller Zimmerpflanzen fest schon Wurzeln. Bei guter Witterung können Zimmerpflanzen Mitte bis Ende April ins Freie gebracht werden. Balkonkasten und Ampeln erhalten frische, nährstoffreiche Erde. Ende des Monats kann man sie beschatten. Abgehärtete Blieder, Deutiken und gefüllte Mandelbäumchen kommen nach kräftigem Rückschnitt ins freie Land.

Billigste Hilfsmittel für die Frühgemüsezeit im Kleingarten.

Von Gartenbaudirektor H. Janzon-Eisenach.

Die Genußnutzung, früher als der Gartennachbar lüchereifere Gemüse zu haben, ist nur die eine Seite. Die andere, wichtigere Seite der Beschleunigung der Gartenernte besteht im Zeitgewinn. Ein Beispiel, wer um vier Wochen früher mit seinen Buschbohnen kommt als der Nachbar, kann noch Glasoltraben und Koppalat nachbauen, zu deren Reife immer nicht früh genug bestellen kann. Die Ernteschleunigung bedeutet hier also eine volle Ernte mehr. So geht es auch in anderen Dingen. Der Berufsgärtner verlängert den Sommer mit der Benutzung von Mistbeeten. Solche sind schon deswegen dem Kleingartenbesitzer verlockend, weil er nicht, wie diese es zum Erlöse verlangen, den ganzen Tag und Woche für Woche sie beaufsichtigen und in Anpassung der Witterungsumstimmung bewirtschaften kann. Immerhin vermag er auch in seinen kleineren Verhältnissen Zeit zu gewinnen, wenn er sich nachfolgend beschriebener, ebenso einfacher wie billiger Hilfen bedient.

Diese alle sind in erster Linie bestimmt, die tödlichen Nachfröste jenen Gemüsen fernzuhalten, die frostsensibel sind und ohne den Frostschutz erst mehrere Wochen später gesät oder gepflanzt werden könnten, in zweiter aber, um den tagsüber erwärmten Boden vor den Wärmeverlusten, also Wärmeverlusten in den kalten Nächten zu schützen. In derart warm erhaltenem Boden machen auch jene Gemüsesorten schnellere Fortschritte der Erntereife entgegen, die von den Nachfrösten nicht beschädigt werden würden. Unter solchen Hilfsmitteln können Bohnen, die man sonst ungenügend vor Anfang Mai aussät, weil der Spätnachfröste sie wahrscheinlich töten würde, bereits Anfang bis Mitte April ausgesät, und Gurken, Tomaten, lassen sich, statt frühestens bald nach dem 20. Mai, bereits Ende April in den freien Gartenboden bringen. Erbsen gewinnen in dem durch die nächtliche Decke warm erhaltenen Boden 14 Tage Vorsprung und den übrigen, durch den Frost nicht unmittelbar gefährdeten Gemüsesorten ergibt es sich nicht wesentlich anders.

Der einfachste Wärmeschutz ist der im Falle der Frostgefahr über die Pflanzen gestülpte Blumentopf oder Pappkarton, das Ristchen. Wo man ihrer nicht die erforderliche Anzahl beibringt, werden biegsame Zweige, etwa Balsem- und Weiden- oder Pappelzweige zu zwei hügelartig über Kreuz mit beiden angespitzten Enden in den Boden gehobelt. Darüber wird ein Tuch oder Sack, werden Stücke eines alten Teppichs, Bettvorlegers, von Matten, Borhängen und dergleichen Mittelzeug geworfen, wie es in den Nachmittags des alten Haushaltes stets gefunden wird. Und wo es fehlt, kann man leicht genügt Papier, Packpapier, welches zur besseren Haltbarkeit geöltet wurde oder auch Zeitungspapier, das übereinandergelagert und mit dem Reithoden zusammengesteckt wird, um haltbarer und wärmer zu werden. Da kalte Nächte in der Regel regnerisch sind und das Papier in warmen Nächten fortbleiben soll, braucht der Stoff zum Eindecken nicht wasserfest zu sein. Leichte Tücher und Papierüberwürfe müssen freilich an den Rändern und Zipfeln beschwert werden, um nicht fortgeweht zu werden. Fehlt es an biegsamen Zweigen für die Bügel, können diese aus Draht hergestellt werden.

Dies ist das Verfahren zum Schutz einzelstehender Pflanzen. Geben sie in Reihen, wird ein Fichtenzweig errichtet und über dieses die Deckmittel geworfen. Das Gerüst besteht aus mehreren etwa 1/2 Meter langen Aststücken von Bohnenstangen, die innerhalb des Reihenlaufs in Abständen

von etwa 2 Meter so tief eingeschlagen werden, daß sie nur noch etwa 30 Zentimeter aus dem Erdreich herausragen. Dann werden Bohnenstangen der Länge nach darauf genagelt und das Traggerüst ist fertig. Zweckmäßig ist auch die Saat oder Pflanzung der Einzelpflanzen in freisortige Mulden, bei Reihenanordnung in Furchen. Die Vertiefungen im Erdreich hierzu sollen etwa 15 Zentimeter tief sein. Das gewonnene Erdreich wird ringsum, bei Furchen beiderseits zu Schuttwällen angehäufelt. Nach der Südrichtung sollen diese Dämme am niedrigsten, nach Norden hin am höchsten sein, damit Schutz gegen die Nordwinde besteht, von Süden aber das Sonnenlicht bis auf die Sohle der Vertiefung scheitern kann. Darum sollen die Mulden und Furchen auch weit, flach und offen sein. Dann werden Stäbe darüber gelegt oder es kommt Erbsenreißig und dann erst die eigentliche Decke von Säcken, Papierbogen usw. darüber. Besser noch, wenn vorhanden, werden Bretter der Länge nach auf die Furchen gelegt.

Die bisher beschriebenen Deckmittel haben den Nachteil, das Licht abzusperren. Licht aber ist mittelbar Nahrung für die Pflanzen. Deshalb dürfen diese Schutzmittel nur nachts aufgelegt oder besser gesagt, von vor Abendbeginn der Frostnacht bis morgens die Temperatur der Luft bei mindestens 2-3 Grad steht. Tagsüber soll die Decke nur im äußersten Notfall aufgelegt. Glas, das tagsüber aufgelegt wird, ist also erheblich besser, freilich auch teurer. Mit einer Anzahl Scheiben wird die Furche, mit einer einzelnen die freisortige Mulde der Einzelpflanze gedeckt. Gegen das Vordringen werden beiderseits Scheiben gelegt und damit nicht kalte Zugluft zwischen Erdboden und Glascheiben eindringen und ferner diese nicht vom Winde umgeworfen und zertrümmert werden, wird vom Boden her 10 Zentimeter hoch Erdreich gegen die Glaswände gehäufelt.

Ein billiges Ersatzmittelbestenfalls, das gleich die ganze Beetbreite schützt, nachdem aus einigen Brettern ein etwa 20 Zentimeter hoher Rahmen um das Beet geschnitten ist, kann man sich selbst herstellen. Latzen von vielleicht 4-5 Zentimeter Breite und 2 1/2 Zentimeter Dicke, die derzeit ungefähr 15 Pfennig je 1 Meter kosten, werden zu einem rechteckigen Rahmen im Ausmaß von 1,5 mal 1,0 Meter zusammengeknüpft, besser verschraubt. Dieser Rahmen wird mit sogenannter Fensterwolle benagelt. Diese ist durchscheinend in Art der ausgeparten Adressierende der Fensterbriefumschläge. Sie hält 2-3 Jahre, wird durch Hagel nicht zertrümmert, geht auch sonst nicht leicht entzwei, ist wasserfest, und löst entsprechend der Rahmenbreite ein Meter breit liegend, je laufender Meter nur 30-35 Pfennig, sodann ein solcher Mistbeetenständer nur reichlich 1 Mark kostet. Freilich läßt die Wanne nicht soviel Licht wie Glas durch und wenn auch bei einer Witterung, die den Pflanzen wenig behagt, diese Fenster gelegentlich tagsüber liegen bleiben dürfen, so übertrifft man das nicht. Wichtiger als alles andere ist zum Gebelben der Pflanzen das Licht. Später, im Sommer, können dann diese Papierfenster auch noch als Schattendecken benutzt werden, weil sie die brennende Sonne fern halten. Man weiß ja, daß verpflanzte Gewächse, vereinzelt (ausgedünnte) Bestände, an sich Schattenliebende, das ungemilderte Sonnenlicht scheuen. Schnell werden um die Beetränder elliptische Platte eingeschlagen, mit Bohnenstangen oder Latzen überknüpft und dann mit Papierfenstern, die jetzt zu Schattendecken geworden sind, abgedeckt.

Geflügelhucht.

Vom Brutgeschäft der Hühner.

Auf dem Geflügelhof herrscht im April reges Leben. Die meisten Hennen befinden sich in voller Vegetativität. Andere sind mit Brüten und Führen der Küden beschäftigt. Anfang des Monats werden die letzten Frühbruten angelegt. Was später kommt, kann nur noch zu Schlachtwedern dienen. Je nach der Größe der Brutheute und der Eier kann man 10-15 Stück unterlegen. Vor allem muß die Henne die Eier voll bedecken, andernfalls man sich besser mit einer geringeren Zahl begnügen muß, dafür aber auch ein besseres Brutresultat erwarten kann. Trutzhühner lassen 25-30 Eier. Nur gesunde, von Milben und Kallbeinen freie Hennen sollen brüten. Jedenfalls bestaubt man eine Bruterin, sowie das Nest vor dem Setzen gründlich mit Insektenpulver. Möglicherweise werden mehrere Hennen zu gleicher Zeit gelegt, damit man nach dem Schieren der Eier den Rest auf weniger Hennen zusammenlegen kann. Dasselbe gilt später von den Küden. Beim Schlüpfen soll die Henne möglichst wenig gestört werden. Schon manches Küden hat es mit dem Leben hängen müssen, daß der Züchter glaubte, ihm beim Schlüpfen behilflich sein zu müssen. Nur bei Eiern, die lange angepökt sind, aber nicht zum Schlüpfen kommen, hilft man etwas nach. Sind einige Nachzügler bei der Brut, dann nimmt man der Henne die bereits geschlüpfen Küden weg, damit sie nicht durch diese beunruhigt wird. — Während der ersten 36 Stunden dürfen die Küden nicht gefüttert werden. Dies ist auch die Zeit zum Versand von „Einlagstücken“, weil am ersten Tag der Transport am besten überstanden wird. Die Küden brauchen zu ihrem Gedeihen Wärme, Licht, Luft und Reinlichkeit. Zum Schutz gegen Kälte und Kälte läßt man sie morgens erst ins Freie, wenn die Sonne den Tau vollständig aufgelöst hat. Die Küden sollen von dem übrigen Geflügel getrennt sein. Sie werden regelmäßig auf Insekten untersucht, weil Milben usw. das Wachstum sehr hemmen, unter Umständen die Küden zu Tode quälen. Viel Grünfütter ist zum Gedeihen erforderlich. Als Aufzuchtfutter dient am besten eines der im Handel befindlichen fertigen gemischten Küdenfütter. Diese enthalten alles, was die jungen Küden zum Wachstum benötigen und zwar in verschiedenen Mischungen, je nach dem Alter der Küden. Daneben sind Scharlegenheiten, Grit, feinstörnige Holzspäne, feines Wasser und Staubbäder zum Gedeihen der großen wie jungen Hühner stets erforderlich.

Bienenpflege.

Am Bienenstand im April.

Die Einlagen auf den Böden der Beuten werden jetzt herausgenommen. Sie zeigen dem Imker besser als jede störende Untersuchung der Völker, wie diese die Winter überstanden haben. Jede Gemütsruhe zeigt eine bessere Wabenlage an. Rantmaden verraten Energie des Volkes, das sich der Schädlinge entledigen kann. Feuchtes Gemütsmaht zur Trostlegung der Völker. Rache Arbeiterlarven deuten auf Weiselrichtigkeit, ausgefaule dagegen auf großen Hunger. So kann der Imker aus den Einlagen lesen, wie es mit seinen Völkern bestellt ist. War ein Volk ruhrkrank, dann wird es an einem warmen Tag in eine gereinigte Beute gebracht. Bedeckt es nicht mehr als drei Gangrahmen, dann kommt es zu einem stärkeren Volk. Niemals vereinigt man aber mehrere schwache Völker miteinander, sondern nur immer schwache mit stärkeren. Liegen Honigtrichter auf dem Boden der Beute, dann muß das betreffende Volk getränkt werden. Die Trichter sind warm einzubüllen — Die Brut ist mit allen Mitteln zu fördern. Dazu werden die Völker eng und warm gehalten, reichlich gefüttert und namentlich Reisfütter gereicht. Von der Brutentwicklung im April hängt die Hochtracht ab. — Jetzt können Bienenstöcke gekauft werden. Dabei seien vor allem starke Völker der bodenständigen deutschen Biene bevorzugt, in zweiter Linie sehr man erst auf den Honigvorrat. Außerdem sind Nachschwärme zu bevorzugen, da sie immer eine junge Königin haben. — Um den Bienen die Orientierung zu erleichtern, sollen nicht nur die Flugbretter, sondern die ganzen Vorderwände der Kästen in abwechselnd verschiedenen Farben gestrichen sein. Erfahrene Imker behaupten auch, daß sich die Biene nach Gegenständen weit besser orientieren könnte als nach Farben. So sollen z. B. Steine, Äste und dergleichen auf dem Flugbrett die Orientierung besser fördern als die gestrichenen Farben. — Anzeichen baldigen Schwärmens geben Drohnen, die schon am Vormittag fliegen, ferner wenn die Bienen einen Bart um das Flugloch bilden, zurückstehende Arbeiterinnen auf dem Flugbrett hin- und herlaufen, und nach dem Einschlüpfen bald wieder erscheinen, ohne ihre Beute abgelegt zu haben. Scheint die Sonne nun noch stark auf den Stod, dann kann mit baldigem Beginn des Schwärmes gerechnet werden. Unmittelbar davor ist der Flug der Bienen sehr gering.

Gemüsebau.

Sollen Hülsenfrüchte gedüngt werden?

Bekanntlich vermitteln besondere Bakterien, die sich den Wurzeln der Hülsenfrüchte anheften, den freien Stickstoff. Man war daher immer der Ansicht, daß Erbsen und Bohnen keine besondere, vor allem keine Stickstoffdüngung benötigten. Das ist vollkommen theoretisch richtig. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß sich die Hülsenfrüchte, so lange sie von dem in den Samen aufgeschlossenen Nährstoffvorräten leben können, rasch entwickeln. Mit der günstigen Aufzucht tritt plötzlich ein Stillstand im Wachstum ein, der solange währt, bis sich die erwähnten Knollenbakterien an den Wurzeln angedockt und ihre Tätigkeit der Stickstoffspeicherung aufgenommen haben. Es wird deshalb empfohlen, durch eine leichte Stickstoffgabe ihnen die kritische Zeit rascher überwinden zu helfen. Auch eine recht nahrhafte Komposterde, die reichlich aufgebracht werden sollte, tut hierbei ebenfalls gute Dienste. Nur auf leichtem Boden ist eine Stallmistdüngung für die Stangenbohnen angebracht. Man hüte sich jedoch, zu starke Stickstoffgaben zu verabfolgen; eine üppige Entwicklung des Blattwerkes auf Kosten des Fruchtansatzes wäre die natürliche Folge. Dagegen wird der Ertrag durch eine ebenfalls schwache Gabe von 40 Prozentigem Kalisalz und einer solchen von Superphosphat außerordentlich begünstigt. Beide Dünger werden bald nach dem Pflanzen untergebracht. Auch für die Düngung mit Holzasche an Stelle der genannten Nährsalze sind Erbsen wie Bohnen dankbar.